L.g.0407a

Ein seltner Fall,

oder

die Mutter, die Vertraute ihrer Tochter.

Ein

Lustspiel in drey Aufzügen

von

J. F. Jünger.

Regensburg, 1803.
bey Montag und Weiß.

Personen.

Frau von Feldstern.

Henriette, ihre Tochter.

Röschen, eine arme Verwandte.

Herr von Bähring.

Herr von Helmstädt, sein Neffe.

Matthias, Gärtner der Frau von Feldstern.

Die Handlung geht auf dem Gute der Frau von Feldstern im Garten vor.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Helmstädt geht auf und ab, und sieht immer in die Scene, zu ihm Röschen.

Helmstädt. Nun schönes Röschen! Sie kommen so allein? und wo bleibt Fräulein Henriette?

Röschen. Sie wird bald kommen. Sie ist bey der Tante. Ich bin indessen voraus gegangen, weil ich etwas mit Ihnen zu sprechen habe.

Helmstädt. Und das ist?—

Röschen. Sie müssen mirs nicht übel nehmen, Herr von Helmstädt. Henriette und ich kennen Sie blos dem Namen nach. Sie sind mit ihr sieben bis achtmal hier im Garten zusammen gekommen, sind beide hübsch, haben sich in einander verliebt; das ist in der Regel. Bis jezt weiß noch Niemand etwas von Ihren Zusammenkünften, als ich, Henriettens Verwandte und Vertraute, auch das ist in der Regel. Aber die

Tante könnte durch einen Zufall hinter unser Geheimniß kommen, da könnte es etwas für mich absetzen, und das wäre denn eine garstige Ausnahme von der Regel. Erlauben Sie also, daß ich Sie zu meiner eigenen Sicherheit in aller Unterthänigkeit frage, was Sie eigentlich für Absichten auf Henrietten haben?

Helmstädt. Die ehrlichsten von der Welt.

Röschen. Warum gehen Sie also nicht geradezu an die Mutter?

Helmstädt. Ja, da liegt eben die Schwierigkeit.

Röschen. Eine bessere Parthie, als Henriette ist, können Sie wohl nicht leicht finden.

Helmstädt. Sie ist nur zu gut für mich.

Röschen. Zu gut? Ich verstehe Sie nicht.

Helmstädt. Was meine Familie und meinen Adel betrift, ist nichts einzuwenden.

Röschen. Nun? und gegen was denn sonst?

Helmstädt. Ich bin arm, gutes Röschen; habe kein Geld.

Röschen. Wie! Sie sind arm?

Helmstädt. Aber aufrichtig. Ich sage die Sache, wie sie ist. Ich habe nur ein ganz klei-

nes unbedeutendes Vermögen. So gut, als gar keins.

Röschen. Ach, wenn das so ist — Hören Sie, das will mir ganz und gar nicht in dem Kopf! Sie sehen, ich kann auch aufrichtig seyn — Wer sieht denn Ihnen das an, daß Sie kein Vermögen haben. Muß man denn so hübsch seyn, wenn man arm ist? In der That, Sie haben mich erschrecklich getäuscht.

Helmstädt. Das war nicht meine Schuld.

Röschen. Aber sagen Sie mir um alles in der Welt, wenn die Sachen so stehen, was sollen wir denn mit Ihnen anfangen? Henriette nähme freylich die Sache nicht so genau: aber Sie hat eine Mutter, die mit einem Schwiegersohne, der ein Vermögen hat, das so gut, als gar kein Vermögen ist, sehr schlecht zufrieden seyn würde; das könnte am Ende für mich und Henriette schief laufen.

Helmstädt. Liebes Röschen! Ich bitte Sie um alles in der Welt, verlassen Sie mich nur nicht. Ich meine es ehrlich, und ich verspreche Ihnen, Ihr Glück zu machen, wenn ich Fräulein Henriette zur Frau bekäme.

Röschen. Sie wollen mein Glück machen?

Helmstädt. Ja, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Noch einmal, ich bin ein ehrlicher Mann. Es ist nicht Henriettens Vermögen, was mich reizt. Ich war auf dem Wege nach Wien, wo ich ein sehr reiches Mädchen heurathen soll, ein Mädchen, das vielleicht noch viel reicher, als Henriette ist. Aber jezt ist keine Rede mehr davon. Henriette hat mich auf ewig gefesselt, und wenn ich so glücklich bin, sie zu bekommen, so können Sie versichert seyn, liebes Röschen, daß auch Ihr Glück gemacht ist.

Röschen (nach einigem Nachsinnen). Hören Sie, Herr von Helmstädt! Sie sind wirklich ein sehr gefährlicher Mensch. Wissen Sie wohl, daß Sie anfangen mich zu interessiren? Ich bin in der That jezt mehr als jemals geneigt, zu glauben, daß Henriette mit Ihnen glücklich seyn wird.

Helmstädt. O! ganz gewiß wird sie das. Ich habe mirs einmal in dem Kopf gesezt. Sie, oder keine andere.

Röschen Wenn nur der verdammte Umstand mit dem Vermögen nicht wäre! — Sagen Sie mir, haben Sie denn ganz und gar keine Hoffnung, welches zu bekommen? — Man hat doch sonst so etwa einen abgelebten Onkel, oder eine

verlegene Tante irgendwo. ! Haben Sie denn ganz und gar nichts dergleichen?

Helmstädt. O! ja: Ich habe einen Onkel, der sehr, recht sehr viel Geld hat, der mich sehr liebt. —

Röschen. Aber warum sagen Sie denn das nicht gleich? Machen mir da so bange, und haben einen reichen Onkel im Hinterhalte. Es ist doch eine schöne Sache um einen reichen Onkel. Und vermuthlich ist dieser Onkel schon steinalt? Nun natürlich! Ein reicher Onkel muß alt seyn; denn wozu hat man sie denn sonst, als daß man, so bald als möglich, von ihnen erbt.

Helmstädt. Nun, das ist bey dem Meinigen der Fall aber nicht. Er ist noch in den besten Jahren.

Röschen. In den besten Jahren? und wie alt ist er denn?

Helmstädt. Er ist einige vierzig.

Röschen. Er ist einige vierzig? Daß Gott erbarme! Wie kann sich ein Onkel unterstehen, erst einige vierzig alt zu seyn; da könnte er ja recht füglich noch ein Neffe seyn — Aber vielleicht ist er kränklich?

Helmstädt. Ganz und gar nicht; er ist so gesund, als möglich. Auch wünsche ich ihm recht vom Herzensgrunde ein langes Leben.

Röschen. Hören Sie, Herr von Helmstädt. Ich finde Sie als Neffen in Ihrer Art eben so sonderbar, als Ihren Onkel. Ein armer Neffe, der seinem reichen Onkel ein langes Leben wünscht, und ein reicher Onkel von einigen vierzig Jahren! Wo kommt die Welt hin! Heut zu Tage wird doch wirklich alles aufs höchste getrieben! — Aber wenn Sie dieser Onkel so sehr liebt, wie Sie sagen, so könnten Sie ihn doch wenigstens bereden, daß er Ihnen sein Vermögen verschriebe?

Helmstädt. Davon dürfte wohl vor der Hand keine Rede seyn; denn, wie ich höre, so ist er im Begriff sich zu verheurathen.

Röschen. Sich zu verheurathen? Jetzt gehen Sie mit ihrem Onkel; daß er erst einige vierzig Jahre alt ist, das war schon arg; daß er gesund ist, das war noch ärger: aber daß er gar heurathen will, das ist gar zum ungeduldig werden. Was soll man denn mit einem solchen Menschen anfangen? Wozu soll man ihn brauchen? Pfui! ich schämte mich, so ein Onkel zu seyn.

Helmstädt. Liebes Röschen! Ich bitte Sie! Verlassen Sie mich nicht.

Röschen. Jede andere an meiner Stelle würde Sie im Stiche lassen. Aber ihr Schicksal hat gerade etwas Anziehendes für mich. Sie und Henriette müssen ein Paar werden. Entfernen Sie sich ein wenig. Sie muß gleich hier seyn. Sie können dann bald zum Vorschein kommen, aber Sie müssen so thun, als kämen Sie erst. Sie weiß nichts davon, daß ich Sie hieher bestellt habe. Ich hielt es für nöthig, mit Ihnen allein zu sprechen, und jezt weiß ich doch hübsch, wie ich mit Ihnen daran bin. (Helmstädt ab.)

Zweyter Auftritt.

Röschen allein, dann Henriette.

Das ist ein Mensch, dem man gut seyn muß. Es wäre Jammer und Schade, wenn die beiden Leutchen nicht zusammen kämen. Es ist wirklich ein gutes Werk, wenn man ein wenig dazu behülflich ist: die Christenpflicht erfoderts ordentlich. (Henriette kommt) Nun endlich, dem Himmel sey Dank! Ich glaubte schon, Du kämst gar nicht.

Henriette. Ich konnte mich nicht von meiner Mutter los machen — Nun sage, hast Du von Helmstädt etwas Näheres erfahren?

Röschen. Freilich habe ich.

Henriette. Nun! Geschwind.

Röschen. Hm! Was ich Dir von ihm zu sagen habe, erfährst Du noch immer zeitlich genug. Es klingt so tröstlich eben nicht.

Henriette. Du erschreckst mich; ums Himmels willen. —

Röschen. Weißt Du wohl, daß Du in diesem Jahre schon seine vierte Amour bist?

Henriette (ganz kleinlaut). Seine vierte Amour!

Röschen. Was ich Dir sage. Das heißt, seine vierte ernsthafte Amour, ohne was ers so nebenbey etwa pour la bonne bouche abgesezt haben mag. Dreyen hat er die Ehe förmlich versprochen, und alle drey sitzen lassen.

Henriette. Der abscheuliche Mensch.

Röschen. Warum denn abscheulich? Das beweist im Gegentheil, daß er liebenswürdig seyn muß, weil er so viele Eroberungen gemacht hat, und eine solche liebenswürdige Art von Abscheulichkeit kann ein Mädchen ihrem Liebhaber allen-

falls wohl verzeihen. Mir an Deiner Stelle machte ihn das gerade um so viel anziehender. Solche Wildfänge muß man zu fixiren suchen, um hernach alle die Untreuen, die er an unserm Geschlechte begangen hat, an ihm zu rächen. Und vielleicht ist diese süsse Rache gerade Deinen Reizen aufbehalten.

Henriette. Und darüber kannst Du noch scherzen?

Röschen. Nun soll ich etwa darüber weinen? Drey Mädchen hat er sitzen lassen, das klingt freilich barbarisch. Der Falsche, Ungetreue! — Aber wenn nun auch drey Mädchen mehr in diesem Jahre angeführt worden sind, was geht das mich an? Wenn ich nur nicht unter den Angeführten bin. Ich für meinen Theil habe mit solchen verlassenen Ariadnen kein Mitleiden.

Henriette. Ich danke Dir für den wahrhaft freundschaftlichen Antheil, den Du an mir nimmst.

Röschen. Ey, Du bist ja noch nicht mit ihm auf Naxos! — Und weißt Du denn, was er noch für schöne Eigenschaften hat?

Henriette (furchtsam). Nein?

Röschen. Er trinkt und spielt.

Henriette. Ich bitte Dich, kein Wort weiter von ihm.

Röschen. Wie wunderlich Du auch bist. Was ist denn das nun weiter? Du trinkst und spielst mit. Das Spiel stärkt das Genie, und in einem Hause, wo gespielt wird, gehts immer brav lustig zu, weil es nie an guter Gesellschaft gebricht. Und was das Trinken betrift, auf einen tüchtigen Rausch mag es sich gar vortreflich schlafen. Freilich sezts am Ende rothe Nasen ab, aber ob eine Kupfernase mehr oder weniger in der Haushaltung ist, das macht im Staate keinen wesentlichen Unterschied. Wenn der Mann eine hat, so trinkt sich die Frau der Garnitur wegen auch eine.

Henriette. Röschen, liebes Röschen! Wenn Du mir nur ein wenig gut bist, nichts mehr von dem abscheulichen Menschen.

Röschen. Ja, und gleich wohl möchte ich Dir gerne noch etwas von dem abscheulichen Menschen sagen.

Henriette. Wenn du willst, daß ich fortgehen soll — (sie gehet.)

Röschen. Geh nur, geh! Ich habe einen Talismann, der Dich sogleich wieder zurückbringen

wird. Wenn ich Dir zum Beyspiel sage, daß ich das alles nur zum Scherz ersonnen habe, (Henriette steht still und sieht sich um) daß von allem dem keine Sylbe wahr ist—

Henriette (kommt geschwind wieder zurück). Ist das aber auch wahr, Röschen? oder führst Du mich wieder an?

Röschen. Närrchen! Sieht er denn aus, wie ein Spieler oder ein Trinker? Wie leichtglaubig ihr Verliebten aber auch seyd. Alles, was ich von ihm gehört habe, spricht zu seinem Vortheile.

Henriette. Böses Mädchen! Und du kannst mich so beängstigen.

Röschen. Er ist ein Mensch, der von allen, die ihn kennen, geliebt und geachtet wird. Mit einem Wort ein vollkommener Honnethomme.

Henriette (lustig). Dacht ichs doch gleich. O! in solchen Fällen bin ich scharfsichtig.

Röschen. Und gleichwohl ist es kein Mann für Dich.

Henriette (kleinlautend). Kein Mann für mich?

Röschen. Nein! sag ich Dir, ganz und gar nicht.

Henriette. Aber warum denn nicht?

Röschen. Er hat einen erschrecklichen, unverzeihlichen Fehler.

Henriette. Röschen, spanne meine Geduld nicht auf die Folter.

Röschen. Er hat kein Vermögen.

Henriette (vergnügt). Wenns weiter nichts ist. Und das nennst Du einen Fehler? Ich möchte es eher eine Tugend nennen.

Röschen. Auf diese Art muß ich in Deinen Augen eine sehr tugendhafte Person seyn. Aber Du vergißt, daß Du eine Mutter hast, und dergleichen Tugenden wollen die Mütter an ihrem Schwiegersohne gewöhnlicherweise eben nicht gern loben. — Indessen kommts auf eine Probe an. Wer weiß? Deine Mutter könnte auch eine Ausnahme von der Regel seyn.

Henriette. Aber Röschen! Ists Dein Ernst, daß Du ihn seine Armuth für einen unverzeihlichen Fehler anrechnest?

Röschen. Närrchen! Ich bin ja keine Mutter. Du weißt ja wohl, Mädchen von unseren Jahren sehen über dergleichen Kleinigkeiten hinweg. Und wenn ich vollends so wie Du ein Vermögen von

Hundert tausend Gulden hätte, so würde ich mirs als ein verdienstliches Werk anrechnen, einen armen Menschen, wie Helmstädt ist, glücklich zu machen.

Henriette (treuherzig). Sieh, Röschen! Gerade so denke ich auch.

Röschen (lächelnd). O! ich weiß es. Wir sind in unsrer Familie alle recht gutherzig! — und denke, er hat mir ja gar versprochen, mein Glück zu machen, wenn Du seine Frau bist.

Henriette. Welches Vergnügen, einen solchen Menschen glücklich zu machen.

Röschen. Ich widerspräche Dir gerne, wenn ich könnte.

Henriette. Je mehr er mir zu verdanken hätte, je theurer würde er mir werden.

Röschen. Wo ich nicht irre, so ist das bey den meisten armen Männern, die reiche Weiber heurathen, der Fall. Je mehr sie ihren Weibern kosten, je theurer werden sie ihnen. Die böse Welt will sogar behaupten, daß das diejenigen Gatten sind, die man im eigentlichen Verstande theure Ehegatten nennen kann.

Henriette. Ich will doch nicht hoffen, daß Du das auf Helmstädt anwenden willst?

Röschen. Ey, bewahre! Glaubst Du denn, daß mir so erschrecklich viel daran liegt, Händel mit Dir zu haben? — Im Gegentheil will ich Dir noch etwas von ihm vertrauen, das Dich gewiß freuen wird. Er war im Begriff, ein Mädchen zu heurathen, das noch viel reicher ist, als Du. Sein Onkel hatte die Sache schon so gut, als richtig gemacht: Aber um deinetwillen schlägt er diese Verbindung jezt aus.

Henriette. Und rühmt sich nicht einmal damit, das ist das Beste von der Sache. Ein Anderer als er hätte mir das schon längst als ein grosses Opfer angerechnet, das er mir brächte. Der Mensch wird mir mit jedem Augenblick lieber!

Röschen. Sag ichs doch. Ihr zwey müßt ein Paar werden. Ehen werden im Himmel geschlossen, sagt man; und in der Art, wie ihr zusammen gekommen seyd, ist die Hand des Himmels sichtbar im Spiele. Sieh nur, in dem Lustwalde dort giebts eine Menge Alleen, in denen Du spazieren gehst! Weßwegen sonst, als weil er Dir begegnen soll? Was that er? Er hatte ein Buch in der Hand! und Du? Du hattest auch ein Buch in der Hand; kann wohl etwas auffallender seyn?

Henriet-

Henriette. Gewiß nicht.

Röschen. Er grüßt dich, du dankst ihm. Den andern Tag um dieselbe Stunde ganz von ungefähr, in derselben Allee, ganz von ungefähr derselbe Spaziergang. Er grüßt wieder, du dankst wieder. Er fragt, wie du geschlafen hast, darauf mußt du ja natürlicher Weise antworten, aus Fragen und Antworten entsteht ein Gespräch, und aus diesem Gespräch Bekanntschaft. Und was das Besonderste war, keines von euch hatte diesen Tag ein Buch.

Henriette. Und Röschen, weißt du noch, wie ich den ganzen Tag mich bemühet habe, ihn aus dem Kopfe zu bringen, und alles umsonst.

Röschen. Ich weiß ja noch. Du zerstachst dir beym Nähen die Finger, trafst keine Note, als du singen wolltest, nahmst das Dintenfaß statt der Streusandbüchse, als du den Brief an dem Onkel überschrieben hattest, und sahst unsern grossen Kater, der am Hoffenster saß, für unsern Schulmeister an.

Henriette (nach einigem Nachsinnen). Nur meine Muter liegt mir im Kopfe. Was wird die sagen? Sie liebt mich so herzlich! Wir sind bis-

her nur ein Herz und eine Seele gewesen. Man konnte ordentlich sagen, sie hatte keinen anderen Willen, als den meinigen.

Röschen. Das war auch eine grosse Kunst. Das kam daher, weil du keinen andern Willen hattest, als den ihrigen. Versuche es einmal, deinen eigenen Willen zu haben, und wir wollen sehen, ob ihr noch einerley Willen habt?

Henriette (wie oben). Wenn ich nur nicht so reich wäre, das ist mein einziges Unglück.

Röschen. Du hast die spaßhafteste, lustigste Sorte von Unglück, die einer nur erdenken kann. Weißt Du was? Laß mir doch etwas von Deinem Unglück zukommen.

Henriette. Warum nicht! Wenn ich mündig wäre, gleich— aber sage mir Röschen, werde ich ihn heute nicht sehen?

Röschen. Zeige mir deine Uhr, so will ich Dirs auf die Minute sagen. (Sie sieht nach.) Er wird gleich da seyn.

Henriette. Wie, Du hast ihn bestellt?

Röschen. Und was geht denn das Dich an?

Henriette. Er wird glauben, ich habe Dirs aufgetragen.

Röschen. Und wenn ers glaubt, was denn?

Henriette. In der That — so etwas wirft einen gewissen Schatten auf ein Mädchen — Ich trage Bedenken, ihn hier zu erwarten.

Röschen (die Helmstädt von innen sieht). Nun weißt Du was? Gehen wir.

Henriette. Ein andersmal, wenn Du ihn wieder bestellst —

Röschen. Also soll ich ihn doch ein andersmal wieder bestellen?

Henriette. Sage ich denn das? — Ich meine nur, wenn es Dir wieder einmal einfiel, so sage es ihm ausdrücklich, daß ich nichts davon weiß.

Röschen. Weißt Du was, (auf Helmstädt) da ist er, sag es ihm selbst.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Helmstädt, im Hintergrunde Matthias.

Henriette. (in größter Verlegenheit). In der That, Herr von Helmstädt — Ich bin so überrascht — Ich wußte ganz und gar nichts davon, daß Sie in der Nähe waren.

Helmstädt (küßt ihr die Hand). Ich bitte recht sehr um Verzeihung.

Henriette. Ich meine nur, daß ich an dem Rendesvous, das Ihnen hier gegeben wurde, keinen Theil habe.

Helmstädt. O! Ich weiß es leider nur zu gut, daß ich das Glück Sie zu sehen, blos ihrer Cousine verdanke.

Henriette. Sie sagte mirs erst in diesem Augenblicke, daß Sie kommen würden.

Helmstädt. Meine Gegenwart ist Ihnen doch nicht zuwider?

Henriette. Wenn das wäre, so würde ich die Orte vermeiden, wo ich fürchten könnte, Sie zu finden.

Röschen. Bemerken Sie nicht Herr von Helmstädt: fürchten könnte! Es kommt alles auf den Accent an. Ich kann Ihnen aber versichern, daß Sie meiner Cousine ganz und gar nicht fürchterlich sind. Im Gegentheil, Sie sollten nur hören, wie gut sie von Ihnen spricht, wenn Sie nicht da sind.

Henriette. Pfui doch, Röschen!

Helmstädt. Ich bitte Sie, bringen Sie mich nicht um das Vergnügen, das mir Röschens Worte machen.

Röschen. Und was ist denn Anstößiges dabey, daß es dir lieb ist, daß Herr von Helmstädt von allen, die Ihn kennen, geliebt und geachtet wird, und daß du mit allen, die Ihn kennen, einerley Meinung bist? Warum soll ichs Ihm denn nicht sagen, daß du ihm seine Armuth als eine Tugend anrechnest, und daß du dir eine Freude daraus machen wirst, ihn für die Strenge des Schicksals zu entschädigen? Ich sehe darin nichts Unrechtes. Solche Gesinnungen machen ja deinem Herzen mehr Ehre, als Schande.

Helmstädt. Wäre es möglich, liebenswürdiges Mädchen, daß ihre Güte gegen mich so weit gieng? Darf ich das glauben, was Röschen da sagt?

Henriette (hält die Hände vor die Augen). Warte nur Röschen! Das will ich Dir merken.

Röschen. Das will ich mir ausbitten; auch würde es dem Herrn von Helmstädt ganz und gar nicht lieb seyn, wenn du es vergässest.

Helmstädt. Wie glücklich machen Sie mich. Ich habe ihnen nichts anzubieten, als ein Herz,

aber ein Herz, das Ihre Verdienste innig fühlt, das von Liebe und Erkenntlichkeit durchdrungen ist.

Röschen (die den Gärtner gewahr wird). Sprechen Sie nicht so laut. Matthias lauscht dort von weitem. Ich weiß nicht, was der Esel hier zu thun hat?

Henriette (äusserst erschrocken). Der wird meiner Mutter alles wieder sagen! — Leben Sie indessen recht wohl, Helmstädt. Ich muß fort. Wir sehen uns wieder (ab).

Helmstädt. Ich will auch gehen.

Röschen. Nein, Herr von Helmstädt, bleiben Sie. Ich habe einen Einfall: Ich glaube, es ist besser, daß wir ihn in unser Geheimniß ziehen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Henriette.

Röschen (welche thut, als würde sie ihn erst gewahr). Ach sieh da! Herr Matthias. Was macht Er denn hier?

Matthias. Ich? Das ist curios. Der Gärtner kann ja wohl im Garten herumgehen.

Röschen. Ich meine nur, was er gerade hier macht?

Matthias. Nun kann ich denn nicht eben so gut gerade hier seyn, als wo anders? Wenn ich nun hier seyn will? Und hier ist ein gar lustiges Plätzchen. Es lassen sich so allerhand Betrachtungen anstellen.

Röschen. Betrachtungen? Und worüber denn?

Matthias. Ueber allerhand. Da hatte ich eben über drey Vögelchen meine Betrachtung, die hier auf einem Flecke beysammen waren. Das eine war das schönste von den dreyen, machte sich aus dem Staube, so wie es mich gewahr wurde, gerade wie Sperlinge, wenn ich sie über unsern Kirschen ertappe, das andere (auf Helmstädt zeigend) blieb noch da, vermuthlich weil es die schönen Stückchen gern hört, die ihm das dritte vorpfeift.

Röschen. Das heißt so viel, als er hat uns beide und Henriette gesehen?

Matthias. Sage ich denn das?

Röschen. Und hat gehört, von was wir sprachen?

Matthias. Möcht ich nur wissen, wo das Fräulein das Rathen gelernt hat.

Röschen. Wir sind hier von ungefähr zusammengekommen.

Matthias. Nun das Sprichwort sagt, Berg und Thal kommen nie zusammen, aber gute Freunde.

Röschen. Es ist wirklich das erstemal, daß wir den Herrn da sehen.

Matthias. Glaube gern, und mir ists gerade, als sahe ich ihn schon zum achten oder neuntenmal hier im Garten.

Helmstädt. Wenn man einem Frauenzimmer begegnet, so erfodert es die Höflichkeit, daß man sie grüßt.

Matthias. Freilich wohl, das erfodert die Höflichkeit. „Unterthäniger Diener, mein Fräu„lein — Ergebene Dienerin, mein Herr — Und „wie befinden Sie sich, mein Fräulein — Recht „wohl, mein Herr — Und wie glücklich machen „Sie mich, mein Fräulein. Ich habe Ihnen nichts „als ein Herz anzubieten.“ — Wars nicht so? Und hernach sagen die Leute, das sey ein Liebeshandel, und im Grunde ists nichts, als ein Gruß, eine Höflichkeit.

Röschen. Hör' Er einmal, Matthias, da Er schon so viel gehört hat, wäre Er wohl geneigt, ein wenig auf unserer Seite zu seyn?

Matthias. Das will ich nicht zu, aber auch gerade nicht absagen. Es käme auf die Art an, wie man mir die Sache antrüge.

Röschen. Ich bitte Ihn recht schön.

Helmstädt (indem er ihm Geld giebt). Ich werde nicht unerkenntlich seyn.

Matthias. Das ist etwas anders (indem er das Geld zählt). Lassen sie mich doch das Ding vernünftig überlegen. Sie sind dem Fräulein hier begegnet. Nun darin sehe ich nichts Unrechtes? Jemanden begegnen, das ist ja wohl erlaubt?

Röschen. Das denk ich auch.

Matthias. Und was das Uebrige betrift, unser Fräulein ist schön; was schön ist, wünscht man zu haben, das ist sehr natürlich, das verdenke ich Ihnen gar nicht. Wenn Sie also der Schwiegersohn meiner gnädigen Frau werden wollen: meine Empfehlung haben Sie. Damit Gott befohlen (will gehen.)

Röschen (hält ihn auf). Halt, Herr Matthias! Mit seiner Einwilligung ist uns nicht gedient.

Matthias. Nicht gedient? Wofür hat mir denn sonst der Herr das Geld gegeben, als daß

ich auf seiner Seite seyn soll? Und wenn ich ihm meine Empfehlung gebe—

Röschen. Er muß ein wenig die Luft rein halten, versteht er? Muß es uns sagen, wenn die Tante etwa kommt.

Matthias. Ach! ich verstehe! Ich soll spioniren; aber da muß ich hin und her laufen, das kostet Schuhsohlen. Das da hier (das Geld hinhaltend) war nur für das auf der Seite seyn, da ist für den Schuster nichts dabey.

Helmstädt (giebt ihm mehr Geld). Da ist für den Schuster.

Matthias. So laß ich mirs gefallen. Jezt können Sie sich einander von ungefähr begegnen, so oft Sie wollen, ich werde es schon sagen, wenn etwa die gnädige Frau in Anmarsch ist. (ab)

Fünfter Auftritt.

Röschen und Helmstädt.

Röschen. Also, Herr von Helmstädt, lassen Sie uns die Augenblicke nützen, die wir ungestört allein seyn können, und überlegen, was zu thun ist. Henriettens Herz haben Sie ganz, aber

wie dermalen die Sachen stehen, wird Ihnen das wenig helfen. Es ist eine Mutter im Wege, die uns gewaltige Sprünge machen wird. Sie liebt ihre Tochter zwar ausserordentlich: aber dem ungeachtet glaub ich nicht, daß sie jemals ihre Einwilligung dazu geben wird, Sie als ihren Schwiegersohn zu wissen. Was denken Sie also zu thun?

Helmstädt. Was ich zu thun denke? Nichts vor der Hand, gar nichts. Bis jezt habe ich nichts gedacht, als meine Liebe zu Henriette.

Röschen. Aber Sie sollten doch auch ein wenig darauf denken, wie Sie diese Liebe durchsetzen, wie Sie Ihr Glück befestigen.

Helmstädt. Freylich sollt ich das! Aber was soll ich thun?

Röschen. Das frage ich eben Sie.

Helmstädt. Nun, ich werde darüber nachdenken.

Röschen. Dabey ist nur ein kleiner Umstand zu beherzigen. Indem sie darüber nachdenken, wie Sie Ihre Geliebte zur Frau bekommen, könnte man sie zur Frau eines Andern machen.

Helmstädt. Zur Frau eines Andern? Das würde ich nicht überleben.

Röschen. Nun, so sind Sie so gut, als ein todter Mensch.

Helmstädt. Ist wirklich eine Heurath für sie im Werke?

Röschen. Ich habe so von weitem davon gehört. Sie können ja leicht denken, daß ein hübsches und reiches Mädchen nicht ohne Freyer bleibt.

Helmstädt. Ich bitte Sie, sagen Sie—

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Matthias.

Matthias. Holla! Die Luft verändert sich.

Röschen. Wer kommt?

Matthias. Der Feind, das heißt, die gnädige Frau.

Röschen. Geschwind retiriren Sie sich da durchs Lustwäldchen, ich mache mich auf die Seite. (Sie von der einen, Helmstädt von der andern Seite ab)

Matthias. Und ich bleibe da, und thue, als wenn gar nichts vorgefallen wäre (geht auf und ab).

Siebenter Auftritt.

Matthias, Frau von Feldstern.

Frau v. Feldstern. Ach! seyd ihrs Matthias? War mirs doch, als hörte ich hier Stimmen.

Matthias. Das war ich, Ihro Gnaden. Wenn ich allein bin, so rede ich immer mit mir selbst. Das giebt die schönsten Gespräche, denn ich bin immer meiner Meinung, und widerspreche mir also nie.

Frau v. Feldstern. Ihr hintergeht mich doch nicht?

Matthias. Wofür halten mich Ihro Gnaden?

Frau v. Feldstern. Nun, ich will euch indessen glauben. — Mir ists lieb, daß ich euch allein finde. Ich habe einen Antrag für euch, den ich keinem andern von meinen Leuten anvertrauen mag. Ich säh es gerne, wenn ihr meine Tochter auf ihren Spaziergängen ein wenig beobachtetet. Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, daß sie regelmässig alle Tage um dieselbe Stunde mit Röschen ausgeht. Das hat mich auf eine Vermuthung gebracht, und ich möchte gerne wissen, ob diese Vermuthung Grund hat.

Matthias. Und, muß ich Ihro Gnaden etwa sagen, was ich sehe oder höre?

Frau v. Feldstern. Versteht sich! Und ich werde nicht unerkenntlich dafür seyn.

Matthias. Ja, das Metier ist nicht übel, es trägt Geld: aber mir thuts leid, daß Ihro Gnaden zu spät kommen.

Frau v. Feldstern. Wie so, zu spät?

Matthias. Weil ich schon dafür aufgenommen bin, Schildwache zu stehen, wenn Fräulein Henriette mit ihrem Liebhaber im Garten spricht.

Frau v. Feldstern. So! das ist nicht übel! Aber wißt ihr wohl, daß ihr nicht wenig wagt, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Wißt ihr wohl, daß ich euch auf der Stelle aus meinem Dienste jagen könnte?

Matthias. Je nun, Ihro Gnaden. Ich habe zwey gesunde Füsse, und bekomme also immer einen andern Dienst. Ueberdem seh ich auch nicht, was für ein grosses Unrecht dabey ist, wenn ich dem gnädigen Fräulein sage, die Mama kommt, oder die Mama kommt nicht. Deßwegen kommen Ihro Gnaden doch nicht mehr und nicht weniger.

Frau v. Feldstern. Nun, ich will es dießmal hingehen lassen, aber unter der Bedingung, daß ihr mir alles sagt, was ihr hört und seht.

Matthias. Ich muß also für Ihro Gnaden hören und sehen? Das ist also um die Hälfte mehr, als ich für die jungen Leute zu thun habe; denn für die brauche ich nur zu sehen, ob Ihro Gnaden etwa kommen; sie haben es nicht einmal gerne, wenn ich höre, was sie untereinander reden.

Frau v. Feldstern. Ich gebe euch sogar die Erlaubniß, ferner für sie Schildwache zu stehen, und es ihnen zu sagen, wenn ich komme: aber dafür müßt ihr mir alles wieder sagen, was zwischen ihnen vorgeht.

Matthias. Schon recht, Ihro Gnaden, schon recht. Auf die Art trägts doppelt Geld.

Frau v. Feldstern. Aber das bitte ich mir aus, daß ihr mirs nicht etwa so macht, wie ihr es ihnen gemacht habt, und es ihnen sagt, daß ihr mein Spion seyd.

Matthias. Ey, ja doch. Hätten sie es gemacht, wie Ihro Gnaden, und mir es verboten: so hätte ich Ihro Gnaden gewiß kein Sterbenswörtchen gesagt. Und der Herr zahlt recht gut.

Frau von Feldstern. Soll das etwa so viel heissen, als daß ich euch auch gut bezahlen soll?

Matthias. Ey, bewahre Ihro Gnaden, wie könnte mir das einfallen.

Frau von Feldstern. Nun ich hoffe, ihr werdet mit mir zufrieden seyn — also meine Tochter hat wirklich einen Liebhaber? Und was ist es für ein Mensch?

Matthias. Ein junges Blut, Ihro Gnaden! aber ein gar lieber, herziger Mensch. Wenn Ihro Gnaden sehen sollten — Nun ich will nicht Matthias heissen, wenn sich Ihro Gnaden nicht selbst in ihn verliebten.

Frau von Feldstern. Habt ihr etwas von ihrem Gespräche verstanden?

Matthias. Hin und wieder so dieß und jenes. Das Fräulein sagte ihm erst, daß sie kein Wort davon gewußt hat, daß sie ihn hier sehen würde. Denn Ihro Gnaden müssen wissen, sie haben es miteinander ausgemacht, daß sie einander alle Tag ein paarmal hier von ungefähr begegnen wollen. Und nun gieng ein Lamentiren an. Er hätte, wie er sagte, nichts als sein Herz ihr anzubieten. Und Ihro Gnaden wissen wohl in jetzigen theuren Zeiten ist ein Herz in

einer

einer Haushaltung so gut, als gar nichts, vielleicht auch wohl noch weniger. Nun, und da gab denn so ein Wort das andere, bis sie mich sahen, und da lief das Fräulein davon, und Fräulein Röschen nahm mich zum Spion auf.

Frau von Feldstern. Und wißt ihr nicht, wie er heißt?

Matthias. Da kann ich Ihro Gnaden nicht dienen; denn nach unserm Accord wird für die Namen nichts bezahlt.

Frau von Feldstern. Und wie haben sie einander kennen gelernt?

Matthias. Begegnet haben sie einander hier im Garten.

Frau von Feldstern. Und Röschen ist einverstanden?

Matthias (nun freylich). O! die versteht sich aufs Begegnen.

Frau von Feldstern. Ich befehle euch nochmals, Matthias, auf alles genau Acht zu geben, was etwa vorfällt, und mir es getreulich wieder zu erzählen. Es soll euer Schade nicht seyn. Jezt geht, und ruft mir Henriette her. Ich kann hier am besten allein mit ihr sprechen.

Matthias. Schon recht, Ihro Gnaden (ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Feldstern allein, dann Henriette.

Sag ichs doch immer, lieber zehn Söhne, als eine Tochter. Henriette ist so ein gutes Mädchen, sie hat das beste Herz von der Welt, und gleichwohl macht sie mir nicht wenig Kummer und Sorge. Wie leicht ist ein junges Mädchen irre geführt, wenn sie in die Jahre kommt, in welchen sich ihre Gefühle zu ordnen, und zu verfeinern anfangen, zumal wenn sich die Erbfeindin der weiblichen Glückseligkeit, wenn sich Schwärmerey ins Spiel mengt. — Wenn ich nur erst heraus hätte, wer ihr Liebhaber eigentlich ist? Mein Trost ist noch in der Sache, daß sie Ambition hat; ich darf mir also schmeichlen, daß sie ihr junges Herz nicht dem ersten besten Landstreicher wird hingeworfen haben.

Henriette. Sie haben mich ruffen lassen, liebe Mutter?

Frau von Feldstern. Ja mein Kind, ich habe etwas sehr Wichtiges mit Dir zu reden. Du kennst ja Herrn von Bähring? Er hat Dich von mir zur Frau begehrt.

Henriette. Der Herr von Bähring? Der finstere einsylbige Mensch? Um des Himmels

willen! Was für ein trockner, steifer Ehegatte würde der seyn!

Frau von Feldstern. An seiner Figur ist nichts auszustellen.

Henriette. Die Figur eines Mannes ist in meinen Augen das wenigste.

Frau von Feldstern. Er ist aber sehr reich.

Henriette. Was brauche ich denn bey meinem Vermögen einen sehr reichen Mann.

Frau von Feldstern. Es ist wahr, er ist, wie Du vorhin sagtest, sehr frostig—

Henriette. O! wie eine Februarnacht.

Frau von Feldstern. Aber wie, wenn Dir nun der Triumph aufbehalten wäre, dieses kalte Herz zu erwärmen? Eine junge hübsche Frau kann aus einem Manne viel machen, wenn sie will.

Henriette. Erlauben Sie mir immer, liebe Mutter, diesen Triumph einem andern zu überlassen.

Frau von Feldstern. Nun, wie Du willst, meine Tochter! Er kommt heute heraus, da kannst Du dir ihn noch einmal recht ansehen, wenn Du ihn nicht willst.— Gott bewahre, daß

ich Dir den geringsten Zwang anthun sollte! Du weißt ja, wie wirs miteinander zu halten pflegen, liebes Kind!

Henriette. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mich meine gute Mutter viel zu lieb hat, als daß sie mich zu einer Heurath wider meine Neigung zwingen sollte.

Frau von Feldstern. Du bist also völlig überzeugt, daß ichs recht herzlich gut mit Dir meine?

Henriette. Bekomme ich nicht täglich neue Beweise Ihrer Liebe?

Frau von Feldstern. Und meinst Du es eben so aufrichtig mit mir? Liebst Du mich eben so sehr, als ich Dich liebe?

Henriette. Ich will nicht hoffen, daß Sie im geringsten daran zweifeln, liebe Mutter!

Frau von Feldstern. Das nicht, meine Tochter! Aber um mich noch fester davon zu überzeugen, wünschte ich, daß Du mir eine Bitte gewährtest.

Henriette. Eine Bitte? In Ihrem Munde thut mir dieses Wort weh! Sie haben zu befehlen, liebe Mutter, und ich zu gehorchen.

Frau von Feldstern. Ah, wenn Du es auf den Ton nimmst, so liebst Du mich nicht so sehr, als ich mir schmeichelte. Du bist jezt aus den Jahren hinaus, in denen ich dir zu befehlen hatte. Du brauchst jezt keine Mutter mehr, der Du blindlings Gehorsam leisten; keine Gouvernantin, nach deren Vorschriften Du Dich richten mußt. Du brauchst eine Freundin, die Dir dann und wann mit Rath und That an die Hand geht, und diese Freundin will ich seyn. Das merke Dir einmal für allemal. Ich bin Deine Freundin und Du bist die meinige, und wenn Du mich nicht auf diesen Fuß behandeln willst, so habe ich Dir kein Wort weiter zu sagen.

Henriette. Nun gut, meine Mutter, ich ergebe mich! Ich könnte vor Freuden über Ihre Güte weinen — Also Ihre Bitte! Lassen Sie hören, ich gewähre sie Ihnen im voraus.

Frau von Feldstern. So, das ist der rechte Ton. Umarme mich, liebes Kind! — Erinnerst Du Dich noch des Gesprächs, das wir lezthin miteinander hatten? Wie reitzend wir uns das Glück vorstellten, in der innigsten vertrautesten Freundschaft miteinander zu leben, und nicht das geringste Geheimniß für einander zu haben. Diese

Idee machte Dir damals so viel Vergnügen, wir wurden aber durch Gesellschaft unterbrochen. Führen wir sie jezt aus diese Idee; sprich offenherzig mit mir: Mache mich zu deiner Vertrauten.

Henriette. Wie? Sie wollen die Vertraute Ihrer Tochter seyn?

Frau von Feldstern. Wer spricht denn von meiner Tochter? Es ist ja nicht Deine Mutter, die Deine Vertraute seyn will, es ist Deine Freundin.

Henriette. Das wohl! Aber (lächelnd) meine Freundin wird meiner Mutter alles haarklein wieder erzählen, denn sie sind beide unzertrennlich.

Frau von Feldstern. So werde ich sie von einander trennen! Darauf gebe ich Dir hiemit mein Wort. Bilde Dir fest ein, daß Deine Mutter von allem dem nichts hört, was Du Deiner Freundin anvertraust. Sie darf nicht einmal etwas davon hören. Ich handelte ja sonst falsch gegen Dich.

Henriette. Sie werden sehen, liebe Mutter, daß das sehr schwer angehen wird.

Frau von Feldstern. Du machst Ausflüchte! Henriette! Weißt du wohl, daß mich das kränkt?

Henriette (küßt ihr die Hand). Das wollte ich nicht, liebe Mutter! Ich will Ihnen recht gern alles, alles sagen.

Frau von Feldstern. Weißt du was. Damit Du gar keinen Anstoß hast, so nenne mich nicht Mutter, gieb mir einen andern Namen.

Henriette. O! Nein: denn der Name Mutter ist mir zu theuer, und die Person, die ihn führt, ist zu gütig, als daß er mir ein Anstoß seyn könnte! Lassen Sie mich Sie immer meine Mutter nennen.

Frau von Feldstern. Wie Du willst, liebe Henriette! Also von nun an bin ich deine Vertraute.— Aber hast Du mir ganz und gar nichts zu vertrauen?

Henriette. Vor der Hand noch nichts. Vielleicht findet sich bald etwas?

Frau von Feldstern. Sag mir doch zum Beyspiel, wie stehts mit Deinem Herzen? Hat sich noch Niemand gefunden, der einigen Eindruck darauf gemacht hätte?

Henriette (etwas stockend). Bis jezt noch Niemand.

Frau von Feldstern. Ey Ey, Henriette! Du scheinst mir nicht ganz aufrichtig. Ich wette, Du

nahmst mich in diesem Augenblicke für Deine Mutter.

Henriette. Sie haben mir aber auch da eine äusserst verfängliche Frage vorgelegt.

Frau von Feldstern. Je nun, in deinem Alter ist diese Frage wenigstens nicht zur Unzeit?

Henriette (seufzt).

Frau von Feldstern. Du seufzest? Vertraue Dich mir, liebes Kind! Was fehlt Dir? Ich biete Dir Rath und Trost an.

Henriette. Ach! Sie werden mir es nicht verzeihen können!

Frau v. Feldstern. Was hätte denn Dir Deine Vertraute zu verzeihen? — Unsrer Abrede nach mußt du es vergessen, daß Du mit Deiner Mutter sprichst.

Henriette. Wenn mich aber mein Herz alle Augenblicke daran erinnert?

Frau v. Feldstern. Du machst Deinem Herzen Ehre. Deine Mutter wird sich darüber freuen, wenn ichs ihr wieder sage, aber jezt ist sie nicht da. Also heraus mit der Sprache: Was ist Dir?

Henriette. Also meine Vertraute, meine Freundin, ich liebe!

Frau v. Feldstern (in einem sehr ernsthaften Tone). Wie! Du liebst?

Henriette. Nun, da haben wir sie ja, diese Mutter, die nicht da ist! — Sagte ichs Ihnen nicht, daß sie schwerlich würden damit zu Stande kommen können, die Mutter von der Freundin zu trennen? Aber seyn Sie ruhig, liebe Mutter! Es war nur Scherz!

Frau v. Feldstern (wieder im vorigen muntern Ton). Nein, mein Kind! Es war kein Scherz, das sehe ich Dir an. Glaube ja nicht, daß mir dieses Dein Geständniß nur im geringsten auffällt. Im Gegentheil, ich erwartete es. Ich antwortete Dir blos deßwegen im ernsthaften Tone, weil Du auch ernsthaft warst. Laß Dich daher nicht abschrecken — Du gestehst also deiner Vertrauten, daß Du liebst?

Henriette. Und möchte ihr gerne dieses Geständniß wieder abläugnen, wenn ich könnte.

Frau v. Feldstern. Ey Pfui! Das wäre gegen die Abrede.

Henriette. Verzeihen Sie mir, liebe Mutter! Aber die ernsthafte Miene, die Sie vorhin annah-

men, machte mich ganz schüchtern. Jezt ist das aber schon wieder vorbey — Also, ja liebe Mutter! ich liebe. Diese Leidenschaft hat mich ganz unversehens überfallen.

Frau v. Feldstern. Nun, Du bist nicht die erste, die in dem Falle ist; so etwas kann jedem Mädchen von deinem Alter begegnen. Aber sage mir, wer ist der Gegenstand Deiner Liebe? Hast Du ihn in der Stadt kennen gelernt?

Henriette. Nein, ich habe ihn hier zum erstenmal gesehen.

Frau v. Feldstern. Hier? (lachend) Erzähle mir doch die Geschichte, liebe Henriette! Sie muß mehr lustig, als ernsthaft seyn. Vermuthlich ein kleines ländliches Abentheuer! Nicht wahr, Du bist ihm auf dem Spaziergange begegnet?

Henriette. Ja, da im Lustwäldchen.

Frau v. Feldstern. Nun, und da hat er Dich gegrüßt und angeredet, ich weiß schon, wie es die jungen Herren machen! — Indessen nimmt mich doch das Wunder. Er muß etwas sehr viel Unternehmungsgeist, ich möchte beynahe sagen, Unverschämtheit haben. Du siehst mir doch nicht aus, als ob Du so leicht zu erobern wärst. Im

Gegentheil muß ich es Dir zum Ruhme nachsagen, daß Dein sittsames, anständiges Benehmen mehr Respekt einflößt, als zum Angriff aufmuntert.

Henriette. Das Ohngefähr thut alles, liebe Mutter. Röschen war eigentlich die, wiewohl unschuldige, Veranlassung unserer nähern Bekanntschaft. Sie hatte ein Buch, und das fiel ihr zufälliger Weise aus der Hand, just als er dicht an uns vorbey gieng. Er sprang hinzu, hob es auf, gab es ihr; wir geriethen in eine Unterredung — Alles das ist natürlich.

Frau v. Feldstern (lachend). O freylich! so natürlich! — Geh, geh, Närrchen! Du bildest Dir nur ein, daß Du diesen Menschen liebst, wahrscheinlich hat Dir Röschen das weiß gemacht. Ich weiß schon, wie ihr junge Mädchen es macht, wenn ihr so immer allein mit einander seyd. Da träumt ihr euch allerhand schöne Romanen zusammen.

Henriette. O! nein, liebe Mutter! Sie wissen ja, ich bin keine Romanheldin.

Frau v. Feldstern (lächelnd). Das seyd ihr alle, Mädchen! Alle, die eine mehr, die andere weniger? Ich war ja auch einmal jung. — Kurz

ich sage Dir, meine Tochter, dein Zustand ist lange nicht so gefährlich, als du glaubst, das ist so eine vorübergehende Laune. Ueber kurz oder lang wirst du selbst recht von Herzen darüber lachen.

Henriette (schüttelt den Kopf). Das glaube ich schwerlich, liebe Mutter.

Frau v. Feldstern. Denke an mich. Ich müßte Dich nicht kennen, müßte nicht wissen, daß Du Ehrgeitz hast, daß Du Deinen Werth zu gut kennst, um Dich so geradezu einer neuausgebrüteten, unbefiederten Bekanntschaft Preis zu geben — Sage mir, bist du mit deinem Adonis oft zusammen gekommen?

Henriette. Eilfmal.

Frau v. Feldstern. Eilfmal! Der Tausend! Wie Du das genau weißt, und vermuthlich wirst Du wenigstens das Dutzend voll machen wollen.

Henriette. Ihnen die Wahrheit zu sagen, es würde mir erschrecklich sauer werden, wenn ich auf das Vergnügen, ihn wieder zu sehen, Verzicht thun müßte.

Frau v. Feldstern. Höre einmal. Ich glaube, es wäre nicht übel, wenn ich Deiner Mutter

einen Wink davon gäbe, damit sie Dir es untersagte.

Henriette (küßt ihr die Hand). Das thun Sie ja nicht, meine Mutter darf schlechterdings nichts davon erfahren, sie möchte sich nur darüber kränken, daß sie eine so ungehorsame Tochter hat, denn ich fühle es, daß es mir durchaus unmöglich seyn würde, ihr zu gehorchen.

Frau v. Feldstern. Nun gut, liebes Kind. Ich will ihr nichts davon sagen, Du hast mein Wort. Aber erlaube mir wenigstens in der Stille eine Thräne über meine junge Freundin zu vergiessen, daß sie unbesonnen genug ist, sich um die Achtung vernünftiger Leute zu bringen.

Henriette. Um die Achtung vernünftiger Leute! Wie das?

Frau v. Feldstern. Glaubst Du denn, daß Dich das in ihrer Achtung festsezt, daß Du Dich mit dem ersten, dem besten daher gelaufenen jungen Menschen in einen Liebeshandel einläßt? Mit einem Menschen, den du nicht kennst, von dem Du ganz und gar nichts weißt, als was er für gut findet, Dir von sich zu sagen? Natürlicherweise muß ihm daran liegen, sich Dir im besten Lichte zu zeigen. Aber wer steht Dir denn dafür, ob

das alles wahr ist, was er Dir von sich sagt? Wer steht Dir denn dafür, daß er sich nicht über kurz oder lang mit der Eroberung brüstet, die er an Dir machte, und Dich wegen deiner Leichtglaubigkeit auslacht? Macht dir denn das Ehre, wenn ein solcher Laffe alsdann von Dir sagt: das Mädchen war auch in mich verliebt. Ich hätte sie auch haben können? Du weinst, liebe Henriette? Glaub mir, es thut meinem Herzen weh, daß ich Dir diese Thränen abpresse, aber ich kann nicht anders; als Deine Freundin bin ich in meinem Gewissen verbunden, Dir die Wahrheit zu sagen.

Henriette. Sie haben mir da einen Spiegel vorgehalten, liebste Mutter — das, was Sie mir da gesagt haben, ist alles so natürlich. Wie war es möglich, daß es mir nicht einfiel.

Frau v. Feldstern. Und wo hättest du denn im Tummel deiner Leidenschaft Zeit gehabt, diese Betrachtungen anzustellen? Und mit wem hättest Du sie können anstellen? Etwa mit Röschen, das selbst ein junges unerfahrnes Ding ist, das noch nicht recht weiß, wie es in der Welt zugeht? Oder mit Deinem Liebhaber, der sich wohl hüten wird, Dich auf dergleichen Dinge aufmerksam zu machen, weil er deine Unerfahrenheit zu benützen, und im Trüben zu fischen

sucht? Diese beiden Personen waren bisher Deine einzigen Vertrauten. Sieh, in was für Händen Du warst?

Henriette. Es ist wahr, liebe Mutter! Röschen hat mich in meiner Liebe bestärkt, sie hat mir zugeredet; aber ich will sie nicht mehr hören, ich will den Menschen nicht mehr sehen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Matthias.

Matthias. Es ist eben ein Herr angekommen, der nach Ihro Gnaden fragt.

Frau von Feldstern (indem sie Henriette küßt). Jezt liebes Kind, überlege, was ich Dir gesagt habe.

Henriette. Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen gehe.

Frau v. Feldstern. Nein, das will ich nicht, es ist leicht möglich, daß Dein Liebhaber hier im Garten auf den Augenblick lauert, wo er Dich allein findet. Aber nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, trage ich nicht das geringste Bedenken, Dich mit ihm allein zu lassen. Ich möchte Dich so gern überzeugen, daß ich in Deinen Verstand und in dein Herz nicht den geringsten Verdacht setze. (ab)

Henriette (ihr nachsehend). Welch eine Mutter! Ich wäre wohl sehr undankbar, wenn ich ihren Rathschlägen zuwider handelte.

Matthias (steckt ihr, ohne zu reden, ein Briefchen in die Hand).

Henriette. Von wem ist dieser Brief.

Matthias. Je nun, von dem — Sie wissen es ja schon! von dem hübschen jungen Herrn.

Henriette (hält ihm den Brief hin). Ich nehme ihn nicht.

Matthias. Und was soll ich denn damit machen?

Henriette. Was Er will. Nun? Nimmt er ihn nicht? (Sie wirft den Brief auf die Erde) Da liegt er, heb ihn auf, wer will. (ab)

Matthias. Was ist denn das nun? Habe ich mir ein so schönes Brieftragerlohn versprochen, und nun geht das auch in die Pilze! — Im Grunde hat sie aber auch recht. Was hat denn ein Mädchen von dem Geschreibe? Wohnt der Mensch vier Häuser weit von uns, und schreibt Briefe! Selbst hätte er sich sollen in den Zettel packen; dann wette ich darauf, daß sie ihn nicht auf die Erde geworfen hätte. (Er hebt den Brief auf und geht ab)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr von Helmstädt und Matthias.

Matthias (der sich überall umsieht). Noch kommt er nicht. Was das für eine Art ist, mich so lange warten zu lassen! — Nun endlich! (Helmstädt tritt auf) Aber wo stecken Sie denn? Ich glaube, ich warte hier schon über eine Stunde auf Sie.

Helmstädt. Nun. Was für Nachricht?

Matthias. Sie sollen sich hier nicht wegrühren; Fräulein Röschen hat mir das an Sie aufgetragen.

Helmstädt. Wird Fräulein Henriette kommen? Und um welche Zeit?

Matthias. Das wird Ihnen Fräulein Röschen alles sagen.

Helmstädt. Ist das alles?

Matthias. Alles, was Sie angeht. Aber jezt hätte ich Ihnen etwas zu sagen, was mich angeht.

Helmstädt. Laß Er doch hören.

Matthias. Dann und wann laufen mir grosse Gedanken durch den Kopf; so Gedanken — Wenn Sie mir nur darauf hälfen.

Helmstädt. Ja, wie kann ich denn wissen, was Ihm für Gedanken durch den Kopf laufen.

Matthias. Gedanken, die auf ein Haar aussehen, wie Gewissensbisse. Es fällt mir manchmal ein, daß es doch nicht so ganz recht ist, daß ich an meiner gnädigen Frau Untreue begehe, und da bekomme ich ordentlich Lust, mein Gewissen zu erleichtern und den ganzen Handel anzuzeigen.

Helmstädt. Er ist nicht recht klug! Was geschieht denn Böses bey meinen Zusammenkünften mit dem Fräulein? Bin ich nicht ein ehrlicher Mann?

Matthias. Ey! Ich spreche ja nicht von Ihrer Ehrlichkeit. Die Rede ist ja von der meinigen. Ich fürchte, die geht bey der Gelegenheit in die Pilze. Ich glaube, sie wär lang weg,

wenn mich nicht dann und wann mein Gewissen erinnerte.

Helmstädt (giebt ihm Geld). Da hat Er Schweiggeld für sein Gewissen! — Nun? Ists jezt still?

Matthias. Mäuschenstill. Das Gewissen ist gerade, wie die Kinder. Es schweigt gleich, wenn man ihm etwas zu naschen oder zu spielen giebt.

Helmstädt. Jezt sage Er mir, wird Fräulein Henriette bald kommen?

Matthias. Nach dem es trift. Vielleicht bald, vielleicht spät, vielleicht gar nicht.

Helmstädt. Vielleicht gar nicht? Wie soll ich das verstehen? Was hat sie zu meinem Billet gesagt? Wie hat sie es aufgenommen?

Matthias. Wie sie es aufgenommen hat? Was sie dazu gesagt hat? — Hören Sie, machen Sie mich etwa auch zu Ihrem Spion bey dem Fräulein? Soll ich denn der Spion der ganzen Welt seyn?

Helmstädt. Wie so, der Spion der ganzen Welt?

Matthias. Je nun, weil mich die gnädige Frau auch gedungen hat, auf Sie und das Fräulein Acht zu geben — aber das bleibt unter uns.

Verstehn Sie? Die gnädige Frau will nicht, daß Sie etwas davon wissen.

Helmstädt. Weiß Er wohl, Herr Matthias, daß Er ein rechter Schuft ist?

Matthias. Was Sie sagen!

Helmstädt. Er dient also auf diese Art für uns und wider uns.

Matthias. Ich bin weder für, noch wider. Ich verhalte mich ganz neutral. Das können Sie wohl denken, daß es mir einerley seyn kann, wer das Fräulein zur Frau bekommt; daß ich sie nicht heurathe, das weiß ich. Wenns nur brav (er thut, als wenn er das Geld abzählte) abwirft.

Helmstädt. Erkläre Er sich deutlicher. Er ist also blos zum Schein auf der Seite der Mutter, um Geld von ihr zu ziehen, ohne uns zu schaden.

Matthias. Versteht sich! Was hätte ich denn für Nutzen davon, wenn ich Ihnen Schaden thät? Ich ziehe hier, ich ziehe dort, und sonst bekümmere ich mich um nichts.

Helmstädt. Ach! wenn das ist, so bitte ich Ihm meinen Schuft wieder ab.

Matthias. Gehorsamer Diener, nicht Ursache.

Helmstädt. Also sag Er mir, wie nahm Fräulein Henriette mein Billet auf?

Matthias. Hören Sie, wenn ich Ihnen als guter Freund rathen soll, reden Sie immer lieber mit ihr; denn mit Ihrer Schreiberey werden Sie eben kein grosses Glück bey ihr machen.

Helmstädt. Wie? nahm sie mein Billet etwa übel?

Matthias. Sie muß vielleicht kein Papier leiden können, denn sie wollte es durchaus nicht annehmen.

Helmstädt. Also hat sie es Ihm zurückgegeben?

Matthias. Auf die Erde geworfen hat sie es. Ich habe es aber geschwind wieder aufgehoben, und Fräulein Röschen gegeben.

Helmstädt. Was in aller Welt soll das bedeuten?

Matthias. Kann nicht dienen. Da kommt Röschen. Vielleicht kann Ihnen die Auskunft darüber geben. Ich gehe an meinen Posten. (ab)

Zweyter Auftritt.

Helmstädt und Röschen.

Helmstädt. Matthias hat mir eben etwas gesagt, das mich ausser mir selbst gebracht hat, schönes Röschen! Henriette hat mein Billet nicht angenommen.

Röschen. Das ist wahr, hier hab ichs! Weiß der Himmel, was ihr auf einmal in den Sinn gefahren ist! Ob die Mutter etwa hinter unser Geheimniß gekommen ist und ihr den Kopf verrückt hat? So viel ist gewiß, daß sie ausserordentlich launisch und mißmuthig ist. Ausführlich habe ich noch nicht mit ihr reden können, weil wir nicht allein waren; aber auf das Wenige, was ich ihr gesagt habe, hat sie mich ganz kurz abgefertigt. Vorhin schlich sie in den Garten. Vielleicht führt sie ihr Mißmuth hieher. Erwarten wir sie indessen.

Helmstädt. Nein, Röschen! Mein Anblick möchte ihr zuwider seyn, und ich schätze sie zu sehr, um ihr unangenehme Gefühle verursachen zu wollen. Ich könnte jezt auch ihre Blicke nicht einmal ertragen. Ich gehe.

Röschen. Was die Liebhaber für komische Geschöpfe sind! Seiner Geliebten aus dem Wege

zu gehen, um ihr keine unangenehme Gefühle zu erregen. (Henriette kommt). Hab ichs nicht gesagt? Da, jezt gehen Sie einmal, wenn Sie das Herz haben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und Henriette.

Henriette (mit gezwungenem Stolze). Ach! Sind Sie da, Herr von Helmstädt? In der That, ich vermuthete Sie nicht hier.

Helmstädt. Auch war ich im Begriff, wieder fortzugehen, gnädiges Fräulein! wie mir Fräulein Röschen bezeugen kann. Nach der Art, wie Sie mein Billet aufgenommen haben, wag' ich es nicht, Ihnen unter die Augen zu treten, weil Ihnen mein Anblick äusserst verhaßt seyn muß.

Henriette (wie oben). Verhaßt? Nein, das nicht. Ich lasse Sie wohlfeiler durch: gleichgültig, vollkommen gleichgültig ist mir Ihr Anblick. Ihr Billet habe ich aufgenommen, wie es aufgenommen zu werden verdiente. Sie wissen wohl, an ein Mädchen Billets zu schreiben, sezt einen gewissen Grad von Vertraulichkeit voraus,

und ich bin mir nicht bewußt, etwas gesagt oder gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, sich dergleichen Freyheiten gegen mich zu erlauben. Es ist wahr, wir sind einander einigemal begegnet, haben uns einigemal gesprochen, aber das ist auch alles, was zwischen uns vorgefallen ist.

Helmstädt. Gnädiges Fräulein! Sie gehen sehr grausam mit mir um.

Henriette (man muß es ihr anmerken, daß es ihr sauer wird, den Ton zu halten, den sie angenommen hat). Wer das hörte, sollte glauben, weiß der Himmel, welch ein grosses Unrecht ich Ihnen thäte! Hab' ich doch gar nicht gewußt, daß ich so ein grausames Mädchen bin!

Helmstädt. Auch noch verächtlichen Spott? den hab ich wahrhaftig nicht verdient.

Röschen. Sag mir nun, ob Du ganz und gar ausgewechselt bist?

Henriette. Etwa weil ich nicht mehr Deine Puppe seyn will?

Röschen. Meine Puppe? Ich bitte mir das wohl auf teutsch aus, wenn Du willst, daß ich Dich verstehen soll.

Henriette. Ich weiß, was ich rede. Ja, Deine Puppe, die Du nach Gutdünken an die Freyer verhandeln kannst.

Röschen. Höre! nimm mirs nicht übel; aber bey diesem Handel würde ich eben nicht sehr reich werden. Heut zu Tag giebt Niemand viel für ein Mädchen. Die Herren sind dahinter gekommen, daß das eine Waare ist, die sie oft umsonst zu theuer erkaufen.

Henriette. Du bist ausserordentlich witzig?

Helmstädt. Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Henriette. Nein, bleiben Sie. Weil Sie einmal da sind, so will ich Ihnen eben so wohl sagen, was ich auf dem Herzen habe. Wir haben uns hier einigemal ohne Vorwissen meiner Mutter gesprochen. Das sah aus, wie eine Intrique. Ein Mädchen begeht immer eine unverzeihliche Unbesonnenheit, wenn sie sich mit einem Menschen, dessen Charakter sie nicht genau kennt, in dergleichen Händel einläßt. Sie giebt ihren guten Namen preis. Wer steht mir dafür, ob Sie sich nicht über kurz oder lang des Sieges, den Sie über mein Herz davon getragen zu haben sich schmeicheln, laut rühmen, und über das leichtglaubige

Mädchen, welches gutherzig genug war, Sie anzuhören, recht von Herzen spotten?

Röschen. Bedanken Sie sich für das gütige Zutrauen, Herr von Helmstädt.

Helmstädt. Ich über Sie spotten? Gnädiges Fräulein! Wodurch habe ich Ihnen Anlaß zu diesem kränkenden, zu diesem entehrenden Verdachte gegeben? Ich vertheidige mich nicht dagegen; denn, was könnte ich zu meiner Vertheidigung sagen? Wenn ich Sie durch mein Billet beleidiget habe, so bitte ich Sie deshalb um Verzeihung. Glauben Sie aber darum ja nicht, daß ich die Ihnen schuldige Achtung auch nur einen Augenblick lang aus dem Auge gesezt habe oder jemals setzen werde. Um Ihnen davon einen entscheidenden Beweis zu geben, will ich mich entfernen, will Sie eines Anblicks überheben, der Ihnen so verhaßt ist.

Henriette. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß unter uns vom Hasse gar keine Rede ist — (Pause).

Röschen. Jezt bist Du mit deinem Herrn von Helmstädt fertig. Nun wird wohl die Reihe an mich kommen? Nun so fange immer an, weil Du heute einmal in der Laune zum Zanken bist.

Mit der Manier erfahre ich doch mein Verbrechen auch.

Henriette. Wer ist denn eigentlich an dem ganzen Handel Schuld, als Du?

Röschen (lächelnd). O! freylich, wer sonst?

Henriette. Nun, ists etwa nicht wahr? Wer sprach denn so unaufhörlich vom Herrn von Helmstädt mit mir, als Du?

Röschen. Und das war wohl eine entsetzliche Pein für Dich, Du armes Kind. Ich begreiffe auch gar nicht, wie ich Dich habe von so unangenehmen Dingen unterhalten können. Warte, künftig werde ich zu unseren Gesprächen schicklichere und angenehmere Gegenstände wählen. Etwa so Deine alte Großtante, oder ihre Katze, oder dergleichen.

Henriette. Kannst du es läugnen, daß Du ihm immer die Stunde gegeben hast, wenn er hier im Garten seyn sollte?

Röschen. Das ist wahr, und der Zufall fügte es immer so sonderbar, daß er Dich regelmässig hier im Garten um dieselbe Stunde fand. Weißt Du was? Schieben wir die Schuld auf die grosse Schloßuhr.

Henriette. Im Grunde ists doch Deine Schuld.

Röschen. Höre, ists nicht etwa auch meine Schuld, daß Du ein Herz hast? (Bey Seite zu Helmstädt). Entfernen Sie sich auf einen Augenblick.

Helmstädt. Gnädiges Fräulein! Ich verlasse Sie, weil Sie es so befehlen, und vielleicht auf ewig. In dem Zustande, in welchem ich jezt bin, ist mir das Leben ohnehin zur Last. Glauben Sie mir, Sie werden nie wieder einen Menschen finden, der so sehr von Achtung und Liebe für Sie durchdrungen ist, als ich bin. Ich wagte es nie, auf Erwiederung dieser meiner Gefühle von Ihrer Seite zu hoffen. Diese Hoffnung wäre strafbare Kühnheit gewesen. Es ist also nicht ihre Gleichgültigkeit, die mich zu Boden schlägt, die verdiene ich. Ich bin nicht werth, Ihr Herz zu besitzen. Aber ich darf doch wenigstens auf Ihre Achtung Anspruch machen, weil ich mir nichts bewußt bin, wodurch ich sie verscherzt haben könnte. — Ich verlasse Sie, auf das innigste gekränkt. Glauben Sie mir, sowohl mein Herz, als mein Ehrgefühl dürften auf eine bessere Behandlung von Ihnen Anspruch machen (ab).

Vierter Auftritt.

Henriette, Röschen und darauf Matthias.

Henriette (die Helmstädt verstohlen nachsieht, für sich). Ich glaube, ich habe ihm unrecht gethan — Er meint es ehrlich mit mir, meine Mutter hat sich bey all ihrer Menschenkenntniß geirrt.

Röschen (für sich). Sie ist so nachdenkend. Das Gewitter wird wohl dießmal ohne grosse Folgen vorübergehen. (Henriette steht tiefsinnig, Röschen beobachtet sie stillschweigend).

Matthias (von ferne). So viel ich merke, ist kein gutes Wetter im Hause. Wenn ich nur etwas hätte verstehen können. Das könnte mir wenigstens einen harten Thaler von der Mutter eintragen. Ich werde mich da hinter die Hecke schleichen. (Er versteckt sich.)

Röschen. Nun sage mir doch, was ist Dir denn so auf einmal in den Kopf gefahren? Was hast Du denn mit dem ganzen Gezänke gewollt?

Henriette. Laß mich gehen. Ich bin so bös auf Dich, so bös —

Röschen. Und vielleicht noch mehr auf Dich selbst.

Henriette. Es ist doch wahr, daß Du mich in dieser Liebe bestärkt hast.

Röschen. Und wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, so ist das Sprichwort. — Du hast den armen Helmstädt fürchterlich gemißhandelt.

Henriette. Habe ich wirklich?

Röschen. Hast Du denn nicht gesehen, in welchem Zustande er Dich verließ?

Henriette. Warum gieng er aber auch?

Röschen. Die hellen Thränen standen ihm in den Augen.

Henriette. Weinte er wirklich, Röschen?

Röschen. Nun freylich. Er hat ein so gefühlvolles Herz, liebt Dich so innig, so zärtlich; wie soll er denn nicht weinen, wenn Du ihn so behandelst?

Henriette. Und gieng doch.

Röschen. Weil er Ehrgefühl hat.

Henriette. Beynahe fang ich an, zu bereuen.

Röschen (sieht zwischen die Coulissen). Wo ich recht sehe, hat er sich dort auf eine Bank hingeworfen. — He! Herr von Helmstädt! Herr von Helmstädt!

Henriette. Ich bitte Dich, Röschen!

Röschen. Du mußt Deinen Fehler wieder gut machen, mußt Dich wieder mit ihm aussöhnen. Er kommt.

Henriette. Sieh nur, Röschen, da verleitest Du mich wieder zu etwas. —

Röschen. Närrchen! Du machst Dir ja Vorwürfe darüber, daß Du ihn so unbillig behandelt hast. Ich verschaffe Dir also Gelegenheit, Dein Gewissen zu erleichtern. Das ist alles, wozu ich Dich verleite.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Helmstädt, Matthias versteckt.

Helmstädt. Sie haben mich geruffen?

Röschen. Sie geruffen? Ey bewahre! Ihren Namen ein wenig laut ausgesprochen habe ich. Sie haben ja vorhin gehört, wie bitter Henriette uns vorgeworfen hat, daß ich immer von Ihnen mit ihr spreche.

Henriette. In der That, Röschen, Du solltest mich schonen.

Helmstädt. Was hab' ich zu hoffen, Henriette? Soll ich leben, oder sterben? — Sie sehen

mich nicht einmal an? Ich sehe es nur zu deutlich, wie verhaßt Ihnen mein Anblick ist.

Henriette (ihn schüchtern ansehend). Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß ich Sie ganz und gar nicht hasse.

Helmstädt. Aber die Art, wie Sie mir das sagten, war so kränkend, so demüthigend.

Henriette (wie oben). Ersparen Sie mir die Demüthigung, Sie deßhalb um Verzeihung zu bitten.

Helmstädt. Verlange ich denn das? Aber sagen Sie mir, was hat Sie so sehr gegen mich aufgebracht? Mein Billet? —

Henriette. Lassen wir das Billet. Es kam mir gerade in einer Stimmung — doch schweigen wir von dem Billet.

Helmstädt. Konnten Sie mein Herz so verkennen —

Henriette. Und wenn ichs nur blos deßwegen so sehr verkannte, um es desto besser kennen zu lernen?

Helmstädt. Sie geben mir das Leben wieder? Also Sie setzen kein Mißtrauen mehr in mein Herz?

Hen-

Henriette. Nein, Helmstädt! Von nun an nicht das mindeste. Sie müssen es einem siebzehnjährigen Mädchen schon zu Gute halten, daß es Mißtrauen äusserte. Es giebt gar zu viele böse Menschen in der Welt, und der Schlingen und Fallen, die einem in menschlichen Leben gelegt werden, sind so mancherley. Ich bin so furchtsam und schüchtern, habe so wenig Erfahrung! Wie leicht wäre es, mich zu betrügen, wenn man mich betrügen wollte? Ich habe nichts auf meiner Seite, als meine Tugend und Unschuld, und da ist doch einem wohl erlaubt, furchtsam zu seyn? — Jezt bin ichs aber nicht mehr. Sie haben mein ganzes Zutrauen. Nur eines macht mir bange: was soll aus unsrer Liebe werden? Ich sehe nichts, als Unglück. Wissen Sie wohl, daß mich meine Mutter an einen Menschen verheurathen will, den ich nicht leiden kann, und der vielleicht in einer Viertelstunde hier ist? Sehen Sie, jezt wird es Ihnen wohl deutlich werden, warum ich vorhin so launisch war. In meiner Lage ists wohl einem Mädchen erlaubt, ein wenig verdrüßlich zu seyn.

Helmstädt. Henriette! Glück meines Lebens! Sie sind meine einzige Hofnung.

Röschen. Was hilft jezt alles das Geschwätz! Laßt uns lieber vernünftig überlegen, was allenfalls zu thun wäre. — Henriette, wie wär's, wenn Du Deiner Mutter den ganzen Handel aufrichtig gestündest? Sie liebt Dich, hat ein so gutes Herz.

Henriette. Dadurch wären wir um nichts gebessert.

Röschen. Wie so, um nichts?

Henriette. Glaub mir das! Ich weiß recht gut, was ich sage.

Helmstädt. Aber Henriette! Sie sollen die Gattin einer Andern werden, und was soll aus mir werden.

Henriette. Ich zittre, wenn ich daran gedenke.

Helmstädt. Der Gedanke Sie zu verlieren, könnte mich wahnsinnig machen. Wer könnte mir ein Verbrechen daraus machen, wenn ich Ihnen ein äusserstes Mittel vorschlüge, um dem Unglücke vorzubeugen, das uns droht.

Henriette. Und was wäre das für eines?

Röschen. Ich kann es beynahe errathen.

Henriette. Mich meiner Mutter zu Füssen zu werfen, sie beschwören, mit Thränen beschwören, mich nicht zu einer Heurath wider meine Neigung zu zwingen, das könnte ich recht leicht; und sie wird mich nicht zwingen, Helmstädt, gewiß nicht. Aber wenn sie mir zuredete, wenn sie meinen Einwendungen Gründe entgegen stellte, wenn sie mich sogar bäte, den Mann anzunehmen, den sie mir bestimmt hat: O! dann hätte ich nicht die Stärke, dieser guten Mutter zu widerstehen.

Röschen. Dieser guten Mutter. O! ja, wenn sie so gut wäre, was brauchte sie Dir einen Mann aufzuschwatzen, den Du nicht magst? Ein Mädchen von Deinem Vermögen hat wohl allenfalls das Recht sich einen Mann nach eigenem Geschmack auszusuchen, wenns nur ein ehrlicher Mann ist.

Henriette. Das ist freylich wahr.

Helmstädt. Wenn Ihre Liebe zu mir eben so stark wäre, wie die meinige zu Ihnen, schöne Henriette, so würde es Ihnen nicht schwer werden, einen Entschluß zu fassen.

Henriette. Aber welchen Entschluß?

Helmstädt. Wenn ich reden dürfte.

Henriette. Reden Sie, ich bitte Sie, ich verlange es!

Helmstädt. Wie jezt die Sachen stehen, wird ihre Mutter schwerlich ihre Einwilligung zu unserer Verbindung geben (er stockt).

Henriette. Nun, was wäre also zu thun?

Helmstädt. Wenn ich Ihnen Schätze anzubieten hätte, würde ich mehr Muth haben, Ihnen meinen Vorschlag zu thun.

Henriette. Und ist Ihr Herz nicht ein Schatz? — Reden Sie frey.

Helmstädt. In unsrer Lage hilft man sich so gut man kann.

Henriette. Und wie das?

Helmstädt. Man macht sich unsichtbar.

Matthias (in der Ferne, für sich). Aha!

Henriette. Und dann?

Helmstädt. Die Mutter wird böse; wenn sie aber sieht, daß es nicht anders ist, so giebt sie ihre Einwilligung, man söhnt sich mit ihr aus, und ist im Besitze des geliebten Gegenstandes glücklich.

Henriette. Entweder ich verstehe Sie nicht, Helmstädt, oder Sie sprechen von einer Entführung?

Helmstädt. Ich habe nichts mehr zu sagen.

Henriette. Ich war es ja, die Sie zum Reden aufforderte! Es geschah mir also ganz recht.

Helmstädt. Wissen Sie ein anderes Mittel?

Henriette. Und eine solche Unbesonnenheit nennen Sie ein Mittel? In der That, Helmstädt! ich kenne Sie gar nicht mehr. Nein, lieber will ich dem Glück entsagen, als der Tugend. Sie können mir im Ernst vorschlagen, einen Streich zu begehen, der mich auf ewig verächtlich machen müßte? Helmstädt! ich könnte Sie hassen.

Helmstädt. Henriette, das bricht mir das Herz! Das überleb ich nicht.

Henriette. Aber, Helmstädt, sind Sie vernünftig?

Röschen. Aber sage mir, wie kannst Du denn das so hoch aufnehmen? Was ists denn nun am Ende?

Henriette. Bedenke, Röschen. Eine Entführung?

Helmstädt. Ich bin auf dem Punkte, Sie zu verlieren, Henriette! und wissen Sie wohl, was das heißt, Sie zu verlieren? Wenn Sie mich ein wenig lieben, schreckt Sie der Gedanke nicht auch, nicht der Einzige wer-

den zu können. Wird Ihre Tugend darunter leiden, wenn Sie ein Unglück zu vermeiden suchen? Ueberdem ist bey meinem Vorschlage gar nichts, was Ihrer Tugend Nachtheil bringen könnte. Ungefähr eine Meile von hier wohnt eine sehr würdige Dame, die mir wohl will. Diese würde ich bitten, daß sie Sie im Geheim hier abholte, und uns einige Zeit bey sich verbärge.

Henriette. Nein, lieber Helmstädt, nichts mehr davon. Ich werde mit meiner Mutter reden, sie liebt mich so sehr, ist so gut. Sie giebt gewiß nach, ganz gewiß.

Matthias. Vorgesehen. Es kommt Jemand.

Helmstädt. Ich verlasse Sie. Leben Sie indessen wohl, Henriette. (eilig ab)

Röschen (zu Matthias). Wer kommt denn?

Matthias. Ich weiß es nicht. Es ist eine Figur, die ich noch nicht gesehen habe.

Röschen (sieht zwischen die Coulissen). Ah! Dein bestimmter Bräutigam.

Henriette. Um des Himmels willen, wenn ich nur fort wäre!

Matthias (für sich). Da gehe ich, denn da habe ich keine Ordre zu horchen. (ab)

Sechster Auftritt.

Henriette, Röschen, Herr von Bähring.

Herr von Bähring. Unterthäniger Diener, meine schönen Fräulein. (Er macht beiden sehr ernsthafte Verbeugungen, die sie erwiedern) Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ungelegen bin.

Röschen. Ganz und gar nicht, Herr von Bähring! (Eine Pause).

Bähring. Das Wetter ist heute ausserordentlich schwül.

Röschen. Da haben Sie recht, ausserordentlich schwül. Es drückt wider die Brust, daß einem das Reden ordentlich sauer wird. (Pause)

Bähring (für sich). Jezt weiß ich wieder nicht, was ich sagen soll! Daß ich mir die Verlegenheit in Frauenzimmer-Gesellschaft nicht abgewöhnen kann!

Henriette (leise zu Röschen). Das halte aus, wers kann; ich gehe. (laut) Ich bitte um Verzeihung! Aber ein Geschäft ruft mich. (Sie macht eine Verbeugung und geht).

Siebenter Auftritt.

Röschen, Herr von Bähring.

Röschen (für sich). Das macht sie gut, läßt mich mit ihm allein! — So allein kann ich ihn doch nicht stehen lassen? — Ich will doch Wunder halber sehen, ob ich ihn nicht zur Sprache bringen kann. (laut) Vermuthlich werden Sie einige Tage bey uns bleiben, Herr von Bähring?

Bähring. Ich hoffe es.

Röschen. Nun das freut mich. Es ist so einsam auf dem Lande. Man braucht Gesellschaft.

Bähring. Nur ist die Frage, ob gerade meine Gesellschaft die ist, die Sie brauchen?

Röschen. Wollen Sie ein Compliment haben, Herr von Bähring?

Bähring. Ganz und gar nicht.

Röschen. Nun, was soll ich Ihnen sonst darauf antworten?

Bähring. Was Sie wollen.

Röschen. Was ich will? Sehr lakonisch. Das heißt so viel, als daß Ihnen meine Antworten alle gleichviel gelten.

Bähring. Gerade das Gegentheil.

Röschen. Wie so, das Gegentheil?

Bähring. Antworten Sie mir die Wahrheit.

Röschen. Die Wahrheit? Und habe, glaube ich, jezt zum zweytenmale in meinem Leben die Ehre mit Ihnen zu sprechen?

Bähring. Nun, und können Sie mir deswegen nicht die Wahrheit sagen; dürfen Sie mir deswegen nicht sagen, daß ich ein sehr langweiliger Gesellschafter bin?

Röschen. Ein langweiliger? Das finde ich eben nicht, zuweilen wohl ein wenig einsylbig.

Bähring. Das lauft am Ende wohl auf eins hinaus. Ich weiß, daß ich diesen Fehler habe, möchte ihn gerne ablegen, und kann nicht. Besonders bin ich in Gesellschaft mit Frauenzimmern so stumm, daß ich mich oft über mich selbst ärgere. Ich martere und plage mich dann ordentlich, dringe meinem Gehirne Stoff zum Gespräche ab, und wenn ich einen hervorbringen will, so ist mir keiner recht. Meine Zunge ist dann wie gebunden, und ich stehe so verlegen da, daß ich mich meiner Verlegenheit selbst schäme.

Röschen (lächelnd). Ich bin doch auch ein Frauenzimmer, und gleichwohl finde ich, daß Sie

ganz leidlich reden können, wenn Sie wollen. Oder finden Sie es etwa nicht der Mühe werth, in meiner Gesellschaft verlegen zu seyn?

Bähring (bedeutend). Um Verzeihung, ich finde es recht sehr der Mühe werth, in Ihrer Gesellschaft verlegen zu seyn.

Röschen. Sie geben sich für einsylbig aus, und können einem so schöne Sachen sagen? Das machen Sie einer Andern weiß! Das war in der That das schönste Compliment, das ich in meinem Leben gehört habe.

Bähring. So müssen sich die, mit denen Sie bisher gesprochen haben, sehr schlecht auf Ihren Werth verstanden haben, wenn sie Ihnen nicht das Nämliche sagten.

Röschen. Der Tausend, daß wird ja immer ärger. Wissen Sie wohl, daß Sie jezt anfangen, mich in Verlegenheit zu setzen.

Bähring. So sind Sie gewiß das erste Mädchen, bey dem das mit mir der Fall ist. Auch sind Sie das erste Mädchen, mit dem ich das Herz habe zu reden. In der That, ihre Mienen haben so etwas Offenes, so etwas, das Vertrauen einflößt. Ich könnte Ihnen alles sagen, was ich auf dem Herzen habe.

Röschen. Nehmen Sie sich in Acht! Die Miene eines Mädchen trügt.

Bähring. Es steht bey Ihnen, mich zu überzeugen, ob Ihre Miene trügt, oder nicht.

Röschen. Wie das?

Bähring. Beantworten Sie mir eine Frage, aber aufrichtig.

Röschen. Aber wie kann Sie denn meine Antwort von der Ehrlichkeit meiner Miene überzeugen? Wie können Sie denn wissen, ob ich Ihnen aufrichtig antworte?

Bähring. Das wird der Erfolg lehren. Sagen Sie mir, ist das Herz ihrer Cousine Henriette noch frey, oder nicht?

Röschen. Ey Ey, Herr von Bähring! Wo denken Sie hin? Sie wollen meine Ehrlichkeit dadurch prüfen, daß Sie mich zur Denunciantin machen!

Bähring. Wenn ich Ihnen aber verspreche, daß ich von der Antwort, die Sie mir geben, den besten Gebrauch machen würde? Wenn ich Ihnen sage, daß mein Glück, daß vielleicht auch Henriettens Glück davon abhängt?—

Röschen. Jezt wird die Sache ernsthaft, ich muß also auch ernsthaft antworten; Also — Henriettens Herz ist wirklich gefesselt.

Bähring. Und ist der Gegenstand ihrer Liebe dieser Liebe werth?

Röschen. Ganz gewiß. Er ist ein junger Mann von vielen Verdiensten.

Bähring. Weiß die Mutter darum?

Röschen. Das kann ich Ihnen so gewiß nicht sagen, mir scheints aber, als ahne sie etwas davon.

Bähring. Aber warum geht er nicht zur Mutter?

Röschen. Weil er kein Geld hat.

Bähring. So hat doch Henriette Geld. Was braucht denn ein reiches Mädchen einen reichen Mann.

Röschen. Herr von Bähring! ich erstaune.

Bähring. Und worüber denn?

Röschen. Je nun! für einen Liebhaber, und noch dazu für einen reichen Liebhaber, der auf ein reiches Mädchen Anspruch macht, sprechen Sie so ungeheuer vernünftig, daß es einem wohl allenfalls zu verzeihen ist, wenn man darüber erstaunt.

Bähring. Glauben Sie vielleicht, ich habe auf Henriettens Vermögen Rücksicht genommen, daß ich bey der Frau von Feldstern um sie anhielt? Nicht im geringsten. Ich will Ihnen den ganzen Fall erzählen. Ich bin jezt vier und vierzig Jahr alt, und meines ledigen Standes vollkommen überdrüssig, weil mir die Zeit recht herzlich lang in der Welt zu werden anfängt. Ich habe Niemanden in der weiten Welt, der mich angehet, einen einzigen Schwestersohn ausgenommen, dem aber mein lediger Stand vor der Hand nicht sehr nutzen kann, weil ich, wie Sie sehen, noch ganz und gar keine Lust habe zu sterben. —

Röschen. Erlauben Sie, Sie sind vier und vierzig Jahr alt, und haben einen Neffen?

Bähring. Warum fällt Ihnen das auf?

Röschen. Ich frage blos aus Neugierde. Heißt dieser Neffe etwa Heimstädt?

Bähring. Ja, kennen Sie ihn?

Röschen. Blos vom Sehen. Jezt fragen Sie nur fort.

Bähring. Also, wo war ich denn? Ja, bey meinem Neffen. — Es lief mir also der Gedanke durch den Kopf: Wie wärs, wenn du heura-

thetest? Ich fand Behagen an der Idee, ein Geschöpf durch unauflösbare Bande an mich zu ketten, das näheren Antheil an mir nähme, als die Figuren, die ich jezt um mich habe, und die ich für die Dienste, die sie mir leisten, bezahlen muß. Nur kommts darauf an, wo dieses Geschöpf zu finden? Meine Frauenzimmerbekanntschaft ist so klein. Ich kannte fast Niemanden, als Frau von Feldstern, kannte sie, als eine vernünftige Frau, wußte, daß sie eine Tochter hat, sezte bey dieser Tochter eine vernünftige Erziehung voraus, und hielt in dieser Voraussetzung um sie an. Sehen Sie, das ist es alles.

Röschen. Und was denken Sie nun zu thun?

Bähring. Was ein ehrliebender Mann in dergleichen Fällen thun muß, seine Absichten aufgeben, so bald er merkt, daß ihn das Mädchen nicht mag, das er sich ausgesucht hat. Ich dächte, Fräulein Henriette hätte mir vorhin durch ihre schleunige Entfernung ihre Abneigung deutlich genug zu verstehen gegeben.

Röschen. Ich bewundere und billige Ihre Art zu denken.

Bähring. Ich habe aber, demungeachtet meine Heurathsgedanken noch nicht aufgegeben. Ich

bin im Gegentheil noch darin bestärkt worden, und durch Sie bestärkt.

Röschen. Durch mich?

Bähring. Ja, durch Sie! Ich sagte Ihnen vorhin, daß ich eine vernünftige Gefährtin für meine noch übrige Reise durch dieses Leben zu haben wünschte. Wie wärs, wenn Sie sich entschlössen, diese Gefährtin zu seyn?

Röschen (verlegen). Herr von Bähring? —

Bähring. Ich will Sie nicht übereilen, schönes Röschen! Ich gebe Ihnen das vor der Hand nur zur Ueberlegung. Gehen Sie mit sich zu Rathe, ob Sie allenfalls mit einem Manne meines gleichen leben könnten.

Röschen (die sich etwas gefaßt hat). Herr von Bähring um jedem Mißverständnisse auszuweichen, finde ich nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich, ob ich gleich die Nichte einer reichen Tante bin, ganz und gar kein Vermögen habe.

Bähring. Und suche ich denn Vermögen? Desto besser, daß Sie keines haben. Nach meinen Begriffen von einer vergnügten Ehe, muß das Weib dem Mann seinen Wohlstand, und der Mann dem Weibe sein Glück verdanken. Das Weib ist so noch immer im Vortheile.

Glück ist mehr, als Wohlstand— Noch einmal, ich gebe Ihnen meinen Antrag zur Ueberlegung. Vor der Hand bleibt alles, was zwischen uns vorgegangen ist, blos unter uns. Leben Sie indessen wohl, schönes Röschen! (Er küßt ihr die Hand). Noch eins, Sie erwähnten vorhin meines Neffen Helmstädt? Sagen Sie mir, ist ers vielleicht, der Henriettens Herz gefesselt hat?

Röschen. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen— Ja.

Bähring. Ich sag' Ihnen ja, daß alles unter uns bleibt.— Also noch einmal, auf Wiedersehen, schönes Röschen! (Er küßt ihr die Hand und geht.)

Achter Auftritt.

Röschen allein, nachdem Sie eine Zeit lang in stummen Erstaunen gestanden hat.

Träum' ich, oder wach' ich?— Ist das der Mann, den ich für so unbedeutend, für so ganz und gar nichts halten konnte? Da heißts wohl recht: Stille Wasser sind betrüglich! Ja nun, wenn man auf solche Art betrogen wird, so kann man sichs am Ende wohl gefallen lassen.— Mir einen

einen so vortheilhaften Heurathsantrag? Mir, die ich so ganz arm bin, die ich blos von der Gnade meiner Tante abhänge? — Und darüber soll ich mich auch noch bedenken? — Was ist denn da zu bedenken? Mit einem Manne, der so denken und handeln kann, muß man ja wohl glücklich leben, und wenn er auch nicht so reich wäre, als er ist. — Wie michs hier am Herzen drückt! Wenn ich nur Jemanden hätte, dem ich geschwind mein Glück erzählen könnte! — Aber er hat mirs verboten, ich muß also schweigen. — Da kommt die Tante, wenn ichs ihr nur sagen dürfte! Die würde Augen machen — Je nun, im Kurzen wird sichs ja von selbst entwickeln.

Neunter Auftritt.

Röschen, Frau von Feldstern.

Frau v. Feldstern. Ich glaubte, Henriette hier zu finden.

Röschen. Sie ist schon eine Weile fort.

Frau v. Feldstern. Mit Herrn von Bähring?

Röschen. O nein.

Frau v. Feldstern. Und warum denn gerade: o nein. Wär denn das etwas besonders, wenn sie mit ihrem Bräutigam in Gesellschaft wäre?

Röschen. O das nicht.

Frau v. Feldstern. Ich weiß gar wohl, Fräulein Röschen, daß Herr von Bähring das Unglück hat, ganz und gar nicht nach Ihrem Geschmacke zu seyn.

Röschen (lächelnd). Da irren Sie sich gewaltig, liebe Tante. Er ist recht sehr nach meinem Geschmacke.

Frau v. Feldstern. Nun, das ist mir um seinetwillen wohl lieb. Was das für ein Unglück für den armen Mann wäre, wenn er Deinen Beyfall nicht hätte.

Röschen (für sich). Hm! wie spöttisch! (laut) Ich weiß nicht, liebe Tante, Sie kommen mir heute nicht so freundlich vor, wie sonst. Sie sind doch nicht etwa böse auf mich?

Frau v. Feldstern. Böse auf Dich? Hättest Du mir etwa Anlaß dazu gegeben?

Röschen. Nicht, das ich wüßte.

Frau v. Feldstern. Nun, wie kommst Du denn auf den Einfall? — Ich gestehe, daß

mir Henriettens Heurath mit dem Herrn von Bähring gewaltig im Kopfe liegt. Das Mädchen macht mir allerley Sprünge. Wüßt' ich nur wenigstens, ob sie wirklich Abneigung gegen ihn hat, oder ob etwas anderes dahinter steckt. (Röschen scharf beobachtend) Sollte sie etwa einen geheimen Liebhaber haben? Doch nein! Da müßtest Du, als ihre Vertraute darum wissen, und nicht wahr, Du wärest viel zu ehrlich, mir es zu verschweigen?

Röschen (etwas verlegen). Ganz gewiß, liebe Tante!

Frau v. Feldstern. Nun, sag ichs doch. Noch habe ich keinen Anlaß gehabt, mich nur im geringsten über Dich zu beklagen. Fahre fort, so aufrichtig und offenherzig gegen mich zu seyn, und es soll gewiß Dein Schade nicht seyn.

Röschen (für sich). Sie wählt ihre Zeit, mich zu loben, vortreflich.

Frau v. Feldstern. Jezt suche meine Tochter auf, und schicke mir sie her.

Röschen (ab).

Frau v. Feldstern (allein). So pfiffig sie auch ist, so habe ich sie doch ein wenig in Ver-

legenheit gesezt— Ich mußte es ihr fühlen lassen, die Mädchen glauben sonst, sie können einem weiß machen, was sie wollen.

Zehenter Auftritt.

Frau von Feldstern und Matthias.

Matthias (eilig und wichtig). Ey Ey, Ihr Gnaden, jezt fängt das Ding an, ein ernsthaftes Gesicht zu bekommen.

Frau v. Feldstern. Wie so, habt ihr etwas Neues gehört?

Matthias. Freylich hab ich. Ihro Gnaden werden sich verwundern! Er war wieder hier. —

Frau v. Feldstern. Das vermuthete ich. Weiter.

Matthias. Im Anfange stand ich zu weit weg, um etwas verstehen zu können; aber so viel ich merken konnte, that das Fräulein spröde. Nach und nach ließ sie sich aber erweichen, und endlich wurdèn sie gar wieder einig. Sie sprachen sogar von— wenn ich mir nur das verzwickte Wort gemerkt hätte! — Es klang fast so, als ob man sagen wollte, davon laufen.

Frau v. Feldstern. Wie? von einer Entführung?

Matthias. Richtig, das wars.

Frau v. Feldstern. Nun, und meine Tochter? Willigte Sie ein?

Matthias. Ey, bey Leibe! Sie sagte, sie wollte erst noch einmal mit Ihro Gnaden aus der Sache sprechen. Vermuthlich wird sie Ihro Gnaden bitten, daß Sie es ihr erlauben.

Frau v. Feldstern. Jezt laß mich allein! (Matthias ab) Der junge Mensch wird verwegen. Ich muß dem Dinge ernstlich ein Ende machen.— Aber wie?— (Sie bleibt nachdenkend stehen.)

Eilfter Auftritt.

Frau von Feldstern, Henriette.

Henriette (in einiger Entfernung, für sich). Meine Mutter so nachdenkend? Vielleicht gar verdrüßlich?— Kaum getraue ich mir in dieser Stimmung mein Herz vor ihr auszuschütten. (Sie kommt hervor)

Frau v. Feldstern. Ah! Bist Du da, liebe Henriette? Ich ließ Dich rufen, um Dich zu

fragen, ob deine Abneigung gegen Herrn von Bähring noch nicht abgenommen hat?

Henriette. Herr von Bähring ist ja immer noch derselbe, der er war.

Frau von Feldstern. Ich erinnere mich aber doch, daß Du lezthin sehr gut von ihm sprachst.

Henriette. O! ja, liebe Mutter! Und ich kann auch jezt noch sehr gut von ihm sprechen, denn ich habe Achtung für ihn, aber ich liebe ihn nicht. Und Achtung und vollkommne Gleichgültigkeit können, dünkt mich, sehr gut beysammen stehen.

Frau von Feldstern. Sprechen wir von etwas anderm. Die Mutter überläßt jezt der Vertrauten ihren Platz. Also hast du deiner Vertrauten nichts zu sagen?

Henriette (etwas stockend). Nein, ich wüßte nichts.

Frau von Feldstern. Hast du deinen Liebhaber nicht wieder gesprochen?

Henriette. Ich habe ihn gesprochen, und gesagt, was ich ihm zu sagen hatte. Und damit ists aus.

Frau von Feldstern. Aus?

Henriette (wie oben). Ja rein aus.

Frau von Feldstern. Nun das freut mich herzlich, liebes Kind! Bis hieher liebte ich Dich, Henriette, jezt schätze ich Dich hoch! Ich bin stolz auf Dich! Ich überlasse mich meiner Freude um desto getroster, weil ich keinen Augenblick zweifle, daß Du mir die Wahrheit sagst. Es wäre in der That grausam von Dir, wenn Du mich täuschen solltest; nein dazu ist Dein Herz viel zu gut. Nicht wahr, liebe Henriette?

Henriette (beklommen). Ganz gewiß.

Frau von Feldstern. Du brauchst mich dessen gar nicht erst zu versichern, Du würdest mir sehr unrecht thun, wenn Du glaubtest, daß ich nur das geringste Mißtrauen in Dich setze. Du hast Deinen Liebhaber verabschiedet, Du sagst mir das, und ich bin beruhigt. Welche Seelengrösse! welcher Schatz von Tugend und Vernunft gehörte zu diesem Schritte; besonders da Du noch so jung bist! —

Henriette (für sich in äusserster Bewegung). Das Herz möchte mir springen.

Frau von Feldstern (ohne auf Sie achten zu wollen). In der That, liebes Kind! Ich bin or-

dentlich stolz darauf, daß Du meine Tochter bist.

Henriette (laut ausbrechend und schluchzend. Ums Himmelswillen! halten Sie ein, liebe Mutter.

Frau von Feldstern. Was ist das? Du weinst? Du hast den Sieg über dein Herz davon getragen, siehst mich vor Freude darüber ausser mir, und weinst.

Henriette (küßt ihr die Hand). Eben Ihre Freude durchbohrt mir das Herz! Ich verdiene Ihre Lobsprüche nicht.

Frau von Feldstern (faßt sie in ihre Arme, und küßt sie). Was hast Du denn, liebes Kind? Du bist ja ganz ausser Dir?

Henriette. Nicht diese Güte, liebe Mutter! Ich bin ihrer nicht werth. Ich hintergieng Sie.

Frau von Feldstern. Du? (nach einer Pause) Nein: Du hintergiengst mich nicht, Du gestehst mirs ja. — Laß doch einmal hören, von was die Rede ist, vielleicht ist die Sache so arg nicht, als Du Dirs einbildest.

Henriette. Sie werden zurückbeben, liebe Mutter, wenn ich Ihnen sage, daß Er mir angetragen hat, mich zu entführen.

Frau von Feldstern (ganz kalt). Dieser Antrag wundert mich ganz und gar nicht. Hab ich Dirs nicht gesagt. Ich weiß ja wohl, dergleichen junge Wildfänge sind aller Unbesonnenheiten fähig. Ich wette darauf, Du bist mehr vor seinem Vorschlage zurückgebebt, als ich.

Henriette. Es ist wahr, er empörte mich nicht wenig. — Und gleichwohl hatte ich die Schwachheit, ihm seine Verwegenheit zu verzeihen, aber nur mit der Bedingung, daß er sich nie wieder untersteht, ein Wort davon zu erwähnen.

Frau von Feldstern. Ich verlasse mich in diesem Punkte ganz auf Deinen Verstand, liebe Tochter. Wenn Du dieser seiner Verwegenheit reiflich nachdenkst, so wirst Du vollkommen wissen, was Du von Deinem Liebhaber zu halten hast.

Henriette. Deswegen ist mirs so sauer geworden, Ihnen diesen Vorfall zu gestehen, weil ich wußte, was er für einen Schatten auf den armen Helmstädt werfen mußte. Sie waren ohnehin schon gegen ihn eingenommen, jezt müssen Sie ihn vollends erst in dem gehässigsten Lichte sehen. Dem ungeachtet ist er nicht so

gehässig, nicht so verachtungswürdig, als Sie glauben. Erlauben Sie, daß ich seine Verthei-digung übernehme. Ich gebe zu, daß ich auf der anderen Seite zu viel für ihn eingenommen seyn kann; aber Ihr reiferer Verstand wird besser im Stande seyn, unbefangen zu urtheilen. Sie halten Helmstädt für einen jungen Menschen ohne Charakter, der mehr eitel, als verliebt ist, der mich blos zu verführen sucht: aber ich versichere Sie, Sie thun ihm unrecht. Es ist freylich nicht zu billigen, daß er mir den Vorschlag gethan hat, mich zu entführen, das gestehe ich; aber Sie sollten ihn kennen, liebe Mutter! Sie sollten die Thränen gesehen haben, die er vergoß, da er glaubte, ich sey bös auf ihn. Er hat ein gar zu gefühlvolles Herz. Denken Sie nur, wie ihm zu Muthe seyn mußte, als er die höchstmögliche Wahrscheinlichkeit sah, mich zu verlieren. Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Es war kein Wunder, daß er den Kopf darüber verlor. Er hat kein Vermögen, daraus hat er mir kein Geheimniß gemacht, er hat mirs ganz aufrichtig gestanden. Es blieb ihm also nichts anders übrig, als mir diesen Vorschlag zu thun; ein Vorschlag, den ich aber so sehr tadle, wie Sie, den er mir aber

blos that, um sich meines Besitzes zu versichern. Das war seine ganze Absicht dabey; denn er betet mich an.

Frau v. Feldstern. Aber was seine Liebe ein wenig verdächtig macht, ist: Er weiß, daß Du reich bist.

Henriette. Als er mich kennen lernte, wußte er das nicht; auch ist es gerade mein Reichthum, der ihn am meisten muthlos machte. Er weiß zu gut, daß ein reiches Mädchen gewöhnlich nur an einen reichen Mann verheurathet wird. So ungerecht das im Grunde ist, so ist der Gebrauch einmal so. Das Verdienst gilt heut zu Tage nichts mehr.

Frau v. Feldstern. Weißt Du wohl, daß Du ihn auf eine Art vertheidigst, die mir ordentlich bange für Dich macht. Du sprichst von dieser vorgeschlagenen Entführung mit einer Art, als ob so etwas unter gewissen Umständen gar nicht so arg wäre, als man glaubt. Sage mir, Mädchen, wenn er Dir diesen Antrag noch einmal machte, könntest Du Dich nicht entschliessen, ihn anzuhören?

Henriette. O nein. Ich glaube nicht, liebe Mutter.

Frau v. Feldstern. Um alles in der Welt, laß den Namen Mutter weg. Du hast es jezt blos mit Deiner Vertrauten zu thun. Deine Mutter darf nicht einmal etwas davon ahnen, daß man Dir den Vorschlag gethan hat, Dich zu entführen. Ihr zärtliches Mutterherz müßte nur zittern, daß Du über kurz oder lang einmal schwach genug wärest, ihn einzugehen. — Aber nicht wahr, liebe Henriette, ihr diesen Dolch ins Herz zu stossen, das wärst Du nicht im Stande?

Henriette. Nein, gewiß nicht! Tausendmal eher sterben.

Frau v. Feldstern. Sie würde den Schimpf nicht überleben! — Erlaube Deiner Vertrauten, daß sie deiner Mutter das Wort bey Dir redet. Sag mir, welches von beiden liegt Dir mehr am Herzen: Deine Mutter, die von Deiner zartesten Kindheit an Sorge trug, Dir tausend Tugenden einzuprägen, oder Dein Liebhaber, der Dich um alle diese Tugenden bringen will?

Henriette. Wenn Sie wüßten, wie sehr Sie mich kränken. — Weil ich denn jezt mit meiner Vertrauten spreche, so sagen Sie meiner Mutter, sie hat nichts für ihre Tochter zu fürchten. Sie ist mir lieber, als alles, und ich erbiete mich

sogar, meinen Helmstädt nie wieder zu sehen, wenn sie mich verurtheilen sollte, ihn auf ewig zu verlieren.

Frau v. Feldstern. Dich verurtheilen? Das klingt ja so entsetzlich gefährlich! Sage mir, was verlierst Du denn am Ende an einem fremden Menschen, der ganz und gar nichts hat?

Henriette. Das ganze Glück meines Lebens! — Haben Sie die Güte, meiner Mutter auch noch zu sagen, daß das Geld nicht glücklich macht, daß ich mehr habe, als ich brauche, um mit Helmstädt vergnügt zu leben, und daß ich bey allem Reichthum in der Welt mit einem Andern nur darben würde. — Sagen Sie ihr das alles, was ich Ihnen da gesagt habe, und ich unterwerfe mich dann ihrer Entscheidung recht gern.

Frau v. Feldstern (nach einigem Nachsinnen). Höre, liebes Kind, wenn Du Dich nur entschließen könntest, Deinen Liebhaber durch einige Tage nicht zu sehen. — Wolltest Du das wohl? — Du antwortest nicht?

Henriette. Soll ichs aufrichtig sagen? Es fängt an, mich zu reuen, daß ich so offenherzig war. Mein Helmstädt ist mir so lieb, und jezt

habe ich mich um das Vergnügen gebracht, ihn sehen zu können.

Frau v. Feldstern (nach einer kleinen Pause). Sage mir, kennt er mich?

Henriette. So viel ich weiß, sah er Sie nie.

Frau v. Feldstern. Ich habe einen Einfall. Führe mich ihm als Deine Tante auf, sag ihm nur, Du hast mich in Dein Geheimniß gezogen. Ich bin doch begierig ihn zu sehen. Sey getrost, liebes Kind, und überlaß es meinem Herzen, das Deinige zu leiten.

Henriette (freudig). Sie wollen ihn sehen! liebe Mutter? Was für eine glückliche Aussicht eröfnen Sie mir! Er wird gewiß Ihren Beyfall haben. Jezt fühl ichs erst lebhaft, daß Sie mehr, als meine Mutter, daß Sie die Vertraute Ihrer Tochter sind. (Beide gehen Arm in Arm miteinander ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Matthias, dann Herr von Bähring.

Matthias (allein). Curios bin ich doch, wo das Ding hinaus will. — Der gnädigen Frau geht das Ding gewaltig im Kopf herum. — Ja hüte einer einmal ein Mädchen, wenn ihr die Liebe zu Kopf steigt. Wenn ich nicht recht aufpasse, so ist sie im Stande und geht mit ihm durch. Aber gehorsamer Diener! Da müßte Matthias nicht in der Welt seyn. (er sieht zwischen die Coulissen) Was will denn der finstre Patron da? Der ist mein Mann eben nicht, jedes Wort muß man ihm abbetteln, und ich habe es gerne, wenn die Leute hübsch frey von der Leber weg reden. (Er will abgehen)

Bähring. Höre er, doch guter Freund!

Matthias. Was befehlen Sie?

Bähring. Er dient wohl schon lange hier im Hause?

Matthias. Schon ins neunzehnte Jahr, Ihro Gnaden.

Bähring. Da muß er die Leute hier im Hause von Grund aus kennen?

Matthias. Das glaube ich! und wenn ich unsere gnädige Frau, oder unsern Michel, oder unsere Fräulein auf zweyhundert Schritte weit sehe, so will ichs Ihro Gnaden aufs Haar sagen, dort geht die gnädige Frau, und dort geht Michel.

Bähring. Ach, so meine ichs nicht, von aussen kenne ich sie auch, aber ich möchte gern von ihren inneren Angelegenheiten etwas Näheres wissen.

Matthias. Nun, das ist doch erschrecklich! Ich muß heute einen gewaltigen pfiffigen Tag haben, weil mich alles zum Spion braucht, aber das Aemtchen ist so übel nicht. Es wirft etwas ab. (Bähring zieht den Beutel) Da ist erst der Herr von Helmstädt—

Bähring. Helmstädt?

Matthias. Ja: So heißt der Liebhaber von unserm gnädigen Fräulein. Kennen Sie ihn?

Bähring. Ein wenig. (giebt ihm Geld) Weiter! Dieser Helmstädt also?

Matthias. Je nun, der bezahlt mich, daß ich auflaure, wenn er beym Fräulein ist, damit sie die gnädige Frau nicht überrumpelt; und die gnädige Frau bezahlt mich, damit ich ihrs wieder sage, wenn der Herr von Helmstädt beym Fräulein war. Und nun bezahlen mich Ihro Gnaden dafür, daß ich Ihnen das alles wieder erzähle! Ist das nicht spaßhaft?

Bähring. Hm, Hm! Also Helmstädt ist Henriettens Liebhaber? Kennen sie einander schon lange?

Matthias. Es wird etwa eine Woche her seyn! Aber Sie waren schon am ersten Tage so bekannt miteinander, als ob sie einander schon seit zehen Jahren kennten. Verdenken kann ichs dem Fräulein gar nicht, daß sie sich in den verliebt hat. Es ist gar ein lieber Mensch — Und was er ihr für schöne Sachen sagen kann. Warten Sie, wenn ichs Ihnen nur vormachen könnte! Sehen Sie, da steht sie, und hier steht er, und nun greift er ihr nach der Hand, und da gehts! Henriette, Sie entzücken mich! Wenn ich Schätze hätte. — Und dann wieder: Hen-

riette, das bricht mir das Herz! Henriette, das überlebe ich nicht! — Ist das nicht recht hübsch?

Bähring. Und Fräulein Röschen?

Matthias. Die steht dabey, und hörts mit an. Manchmal giebt sie so ihren Senf dazu. —

Bähring. Ich meine, ob sie nicht etwa auch einen Liebhaber hat?

Matthias. Bey Leibe! In ihrem Leben hat sie noch keinen gehabt.

Bähring (lächelnd). Wirklich?

Matthias. Ich müßte ja etwas davon wissen. Ihro Gnaden.

Bähring. Aber das wundert mich! Sie ist doch so ein hübsches Mädchen.

Matthias. Das wohl, aber sie ist, glaube ich, viel zu lebhaft und munter, um sich zu verlieben. Und man sieht es ihr gleich an, daß sie es dick hintern Ohren sitzen hat. Es getraut sich nicht leicht einer an Sie. Aber sonst ists ein seelengutes, braves Mädchen, Ihro Gnaden! Mir ist sie zwanzigmal lieber, als Fräulein Henriette, und ob sie gleich kein Geld hat, so nähm ich sie lieber, als Fräulein Henriette mit allem ih-

rem Reichthum, wenn ich ein vornehmer Herr wäre.

Bähring. Für jezt genug. Sag Er mir, weiß Er, wie ich heisse?

Matthias. Warum denn nicht? Herr von Bähring.

Bähring. Thue Er mir den Gefallen, und sage Er dem Herrn von Helmstädt nichts davon, daß Er mit mir gesprochen hat. Hört Er? Ich werde erkenntlich dafür seyn. (ab)

Zweyter Auftritt.

Matthias allein, dann Helmstädt.

Matthias (allein). Wie der Gukuk ist dann der auf einmal so gesprächig? Sonst sah er einen kaum an, schob sich stockstumm im Garten hin und her, und sprach selbst mit der gnädigen Frau den ganzen Tag nicht zehen Worte. Jezt discuxirt er auf einmal, wie ein Anderer, und bezahlt auch mich obendrein dafür. (Helmstädt tritt ein) Gut, daß Sie kommen. Ich habe eben ein langes und breites mit Herrn von Bähring von Ihnen gesprochen?

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Helmstädt. Mit Herrn von Bähring?

Matthias. Ja: Ja: Mit Herrn von Bähring! Sie sollen aber nichts davon wissen. Er hat mirs verboten, Ihnen etwas davon zu sagen.

Helmstädt. Ist denn Herr von Bähring hier?

Matthias. Nun, wenn ich mit ihm gesprochen habe, muß er doch wohl hier seyn.

Helmstädt. Aber was macht er denn hier?

Matthias. Was macht er denn hier? Hm! Was macht man denn bey Leuten, die man besucht?

Helmstädt. Ich habe gar nicht gewußt, daß er hier im Hause bekannt ist.

Matthias. O! schon lange. Das ist noch eine Bekanntschaft vom seligen Herrn her. Jezt will ich gehen und es Fräulein Henrietten sagen, daß Sie hier sind. Sie hat mirs befohlen. (ab)

Dritter Auftritt.

Herr von Helmstädt allein, dann Herr von Bähring.

Helmstädt (allein). Mein Onkel hier? Er will heurathen, und ist hier im Hause? — Sollte er

etwa auf Henrietten Absichten haben? (Er bleibt nachdenkend stehen).

Bähring. Aha! mein irrender Ritter! Treffen wir einander hier?

Helmstädt. Sind Sie es wirklich, lieber Onkel? Was in aller Welt machen Sie denn hier?

Bähring. Das wollte ich eben Dich fragen. So ganz umsonst bist Du wohl nicht hier? Wahrscheinlich hast Du einen kleinen Liebeshandel hier?

Helmstädt (stockend). Lieber Onkel —

Bähring. Nur heraus mit der Sprache. Ich sah Dich von weitem mit dem Gärtner sprechen. Vermuthlich ist Dein Merkur.

Helmstädt. Ich kann und darf Ihnen nichts verschweigen, lieber Onkel? Ja es ist wirklich die Liebe, die mich in diese Gegend fast gezaubert hat.

Bähring. Dachte ichs nicht. Es giebt hier im Hause eine gewisse Henriette. Ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Ists etwa die, die Dein Herz gefesselt hat?

Helmstädt. Die nämliche.

Bähring. Hast Du Zutritt bey ihrer Mutter?

Helmstädt. Nein, die kenne ich nicht einmal von Person. Ich habe Henriette blos auf dem Spaziergange kennen gelernt.

Bähring. So! Du hast also hier im Garten geheime Zusammenkünfte mit ihr? Aber weißt Du wohl, daß bey diesem Liebeshandel nicht viel heraus kommen wird?

Helmstädt. Wie so! lieber Onkel?

Bähring. Es thut mir leid, daß ich Dir es sagen muß, aber Du verlierst deine Zeit. Henriette ist ungemein reich. Ich kenne ihre Mutter, und weiß gewiß, daß sie ihrer Tochter keinen Mann geben wird, der kein Vermögen hat.

Helmstädt. Glauben Sie etwa, lieber Onkel! daß es mir um Henriettens grosses Vermögen zu thun ist? O! nein. Wenn Sie nichts als das hätte: so würde ich meine Hofnung auf ihren Besitz im Augenblicke aufgeben. Aber ich liebe sie, und habe das Glück, von ihr wieder geliebt zu seyn.

Bähring. Weißt Du das so sicher?

Helmstädt. Ja, ich bin ihres schönen Herzens vollkommen gewiß.

Bähring. Das ist viel. Ich würde Dir Glück wünschen, wenn Du nicht noch ein ausserordent-

lich grosses Hinderniß zu übersteigen hättest. Man sagt, ihre Mutter sey ernstlich gesonnen, sie an einen sehr reichen Mann zu verheurathen.

Helmstädt. Das weiß ich, Henriette hat es mir selbst gesagt.

Bähring. Und was hält sie davon?

Helmstädt. Sie ist in Verzweiflung darüber. — Kennen Sie etwa den Mann, den man ihr bestimmt?

Bähring. Ja, es ist ein sehr rechtschaffener Mann.

Helmstädt. Gegen seine Rechtschaffenheit habe ich nichts, aber alles gegen seinen Mangel an Delikatesse; denn man muß wirklich sehr wenig fein denken, wenn man im Stande ist, sich einem Mädchen aufzudringen, das einen nicht leiden kann. Wenn Sie ihn kennen, lieber Onkel! so werden Sie ihm einen wahren Dienst dadurch erweisen, wenn Sie ihm sagen, daß Henriette die äusserste Abneigung gegen ihn hegt.

Bähring. Halb und halb vermuthet er schon etwas davon.

Helmstädt. Und tritt doch nicht zurück? Verzeihen Sie, mein lieber Onkel! Aber loben kann ich das unmöglich an ihm.

Bähring. Weißt Du denn, was er thun wird?

Helmstädt. Auf jeden Fall muß er mir erst das Leben nehmen, wenn er zu Henriettens Besitz gelangen will?

Bähring. Ho! ho! Das klingt ja erschrecklich gefährlich. So weit ich ihn kenne, ist er ganz und gar nicht Blutdurstig. Und Du wirsts, glaube ich, auch nicht so weit treiben. Ich glaube, wenn Du mit ihm aus der Sache sprächest, und ihm Deine Gründe auf eine höfliche Art sagtest, er würde sich ganz billig finden lassen — Willst Du ihn sehen?

Helmstädt. Hm. In der Stimmung, in welcher ich jezt bin, heißt das wohl ein wenig gewagt. Bedenken Sie nur, daß er mein Nebenbuhler ist, und daß ich einen Degen führe.

Bähring. Ey! Ey! Du sprichst ja, wie ein Ritter von der Tafelrunde!

Helmstädt. Im Ernste, lieber Onkel, ich stehe für nichts.

Bähring. So stehe ich für alles! Sieh mich einmal an: Wie, wenn ich dieser Nebenbuhler wäre?

Helmstädt. Wie? Sie, lieber Onkel?

Bähring. Ja: Ich; nun wie ists? Soll ich meinen Degen schleiffen lassen?

Helmstädt. Sie haben recht, lieber Onkel! Mein Nebenbuhler hat von mir nichts zu besorgen.

Bähring. Und der Meinige von mir auch nichts. Wir beide duelliren nicht miteinander, ich gebe Dir mein Ehrenwort!

Helmstädt. Ich habe Ihnen so vieles, ich habe Ihnen fast alles zu verdanken, lieber Onkel! Mit Ihnen kann ich es nicht aufnehmen. Ich trete Ihnen meine Ansprüche auf Henriette ab.

Bähring. Pfui! Das würde sich schicken! Ein Soldat muß nicht so leicht weichen. Nutze Du Deine Vortheile. Wir wollen sehen, wie weit wir miteinander kommen.

Helmstädt. Sie erlauben mir also —

Bähring. Ich Dir erlauben? Du vergißt, daß Henriette zwischen uns beiden entscheiden muß. Was habe ich Dir also über diesen Punkt

zu erlauben, oder zu verbieten? Du sagst, Henriette liebt Dich, Du sagst, Sie hat Abneigung gegen mich: nun gut, der Erfolg wird es lehren, ob das wirklich so ist. Du mußt mich in diesem Falle ganz, wie einen Fremden behandeln, mußt in mir nur Deinen Nebenbuhler, nicht Deinen Onkel sehen — Ueberhaupt säh ich es gerne, wenn Du vor der Hand noch nichts davon sagtest, daß ich Dein Onkel bin. — Dort kommt Henriette: Versuche Dein Heil weiter bey ihr. Ich lasse Dich mit ihr allein. — Noch einmal: Wir beide duelliren nicht.

Henriette (tritt auf, will aber gleich wieder umkehren, als sie Bähring erblickt)

Bähring (geht auf sie hin). Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, lassen Sie sich nicht verscheuchen. Ich mache Ihnen Platz. Sie haben vermuthlich mit diesem Herrn etwas Geheimes zu reden. (ab)

Vierter Auftritt.

Herr von Helmstädt, Henriette.

Henriette (für sich, indem sie ihm nachsieht). Was ist das? Diese Kälte, die beynahe an Spott

gränzte? Brauchte er das noch, um sich mir noch verhaßter zu machen? — (Zu Helmstädt) Haben Sie diesen Mann vorher schon gekannt, oder haben Sie ihn erst hier kennen gelernt?

Helmstädt. Nein — ja — Ich habe eben seine Bekanntschaft gemacht.

Henriette. Und finden Sie nicht, daß ich recht habe, wenn ich ihn recht von Herzen hasse, wenn ich ihn verabscheue?

Helmstädt. Wenn sie ihn als ihren Liebhaber hassen, haben Sie vielleicht recht. Aber als Mensch verdient er ihren Haß nicht.

Henriette. Wie? Sie übernehmen seine Vertheidigung? Sie?

Helmstädt. Ich vertheidige ihn nicht, als meinen Nebenbuhler, sondern als meinen Nebenmenschen. Und auch als meinem Nebenbuhler muß ich ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er gehet äusserst honnet zu Werke. Sie müssen wissen, daß er mich selbst aufgefodert hat, meine Bewerbung bey Ihnen fortzusetzen.

Henriette. Ich meiner Seits finde das mehr arrogant, als honnet.

Helmstädt. Lassen wir ihn jezt, und sprechen wir von unsern Angelegenheiten. Was bringen Sie mir, schöne Henriette? Leben oder Tod?

Henriette. Wie so Leben oder Tod?

Helmstädt. Ich meine, ob Sie dem Vorschlage weiter nachgedacht haben, den ich Ihnen vorhin that? Alles ist zu unsrer Flucht bereit.

Henriette. Ich glaube, lieber Helmstädt! Vor der Hand sind wir nicht in dem Falle, zu einem so verzweifelten Mittel unsere Zuflucht nehmen zu müssen.

Helmstädt. Wenn Sie aber Ihre Mutter zu der Verbindung mit diesem Herrn von Bähring zwänge?

Henriette. Das wird sie nicht, gewiß nicht. Sie ist eine zu gute Mutter, die mich recht von Herzen liebt.

Helmstädt. Gerade deswegen könnte sie es am allerersten, wenn sie in ihrem Herzen recht vollkommen überzeugt wäre, daß Sie schlechterdings mit keinem Andern glücklich seyn könnten, als mit diesem Manne. Gerade aus Liebe zu

Ihnen würde sie sich alsdann verpflichtet fühlen, Ihnen dieses vermeinte Glück aufzudringen.

Henriette. Nein, Helmstädt, so weit ists noch nicht. Wir haben noch ein anderes Hülfsmittel.

Helmstädt. Und welches?

Henriette. Wissen Sie wohl, daß ich eine Dame von meiner Freundschaft in unser Vertrauen gezogen habe?

Helmstädt. Eine Dame von Ihrer Freundschaft?

Henriette. Ja, Sie ist meine Tante, und eine seelengute Frau. Sie wird bald hier seyn.

Helmstädt. Und Sie haben ihr unser Verständniß anvertraut?

Henriette. Ja, und Sie um ihren Rath gebeten.

Helmstädt. Sie haben ihr alles erzählt? Auch, daß ich Ihnen eine Entführung vorgeschlagen habe.

Henriette. Wenn man sich einmal Jemanden anvertraut, so muß man ihm alles sagen; zumal, wenn es einem um einen guten Rath zu thun ist. Kann denn der Arzt heilen, wenn man ihm

den, oder jenen Umstand der Krankheit verschweigt?

Helmstädt. Und das nennen Sie ein Hülfsmittel? Du mein Himmel! Ich kenne ja die Tanten, ich weiß schon, wie sie es mit ihren Nichten meinen, zumal, wenn diese Nichten so schön sind, wie Sie, Henriette. Glauben Sie mir, verlassen Sie sich nicht auf diese Tante. Fliehen Sie mit mir. Nehmen Sie das Gewisse für das Ungewisse.

Henriette (an sich haltend). Jezt weniger, als jemals.

Helmstädt. Henriette! wenn Ihnen mein Leben lieb ist! Fliehen Sie mit mir.

Henriette (wie oben). Nein Helmstädt! Noch ist unsere Lage nicht so verzweifelt.

Helmstädt. Ihre Lage nicht, aber die Meinige. Bedenken Sie, daß ich vielleicht jezt zum leztenmale das Glück habe, Sie zu sehen, wenn sie zaudern.

Henriette (wie oben). Ich sage es Ihnen noch einmal, Helmstädt, unsere Lage ist nicht so verzweifelt.

Helmstädt. Henriette! Sie lieben mich nicht so sehr, als ich Sie liebe.

Henriette (wie oben). Wollen Sie, daß ich über diesen Vorwurf mit Ihnen schmäle?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Matthias.

Matthias (der ganz steiff, und ohne eines von beiden anzusehen, durch beide durchgehet und vor sich hin spricht). Machen Sie sich aus dem Staube! Es ist Jemand in Anmarsch.

Helmstädt. Wer ists?

Matthias (wie oben). Jemand, der gerade so aussieht, wie die gnädige Frau.

Helmstädt. Da flüchte ich mich ins Wäldchen. — (im Abgehen) O! hätten Sie nicht gezaudert, Henriette. (ab)

Sechster Auftritt.

Henriette, Matthias in einiger Entfernung, und Frau von Feldstern.

Henriette (auf Frau von Feldstern zu). O! meine liebste Mutter.

Frau v. Feldstern. Ich bin ja jezt Deine Tante. Aber was hast Du denn, liebes Kind? Du bist ja so in Bewegung?

Henriette. Kommen Sie mir gegen mich selbst zu Hülfe! Sie hätten ihn sehen sollen. Er war in seiner Verzweiflung reitzender, als jemals. Er glaubt, es sey alles verloren.

Frau v. Feldstern. Aber warum ist er denn fortgegangen?

Henriette. Weil ihm Matthias sagte, Sie kämen.

Frau v. Feldstern. Ach! er war nicht ins Geheimniß gezogen. Matthias! sucht den Herrn von Helmstädt auf, und sagt ihm, Henriette erwarte ihn hier mit ihrer Tante.

Matthias (sieht sich überall um). Aber ich sehe ja keine Tante.

Frau v. Feldstern. Thut, was ich euch befehle.

Matthias Ach! Jezt versteh' ich. Ihro Gnaden sind die Tante von ihrer Fräulein Tochter.

Frau v. Feldstern (giebt ihm Geld). Richtig, aber reinen Mund, Matthias!

Matthias (im Abgehen). Schon recht. Ich sage meine Augen haben mich vorhin betrogen. Ich kann ja leicht die Tante für Ihro Gnaden angesehen haben. (ab)

Frau v. Feldstern. Sey ruhig, meine Tochter, meine Freundin! Es wird alles gut gehen.

Henriette. Ich hoffe es, liebe Mutter. (Sie küßt ihr die Hand). Bedenken Sie, daß Sie mich ganz in Ihrer Gewalt haben, daß ich Ihnen jedes, auch das kleinste Geheimniß meines Herzens anvertraut habe.

Frau v. Feldstern. Glaubst Du denn, liebes Kind, daß mir Dein Glück nicht mehr am Herzen liege, als mein eigenes?

Henriette. Ich bin von Ihrer Liebe überzeugt. — Wenn Sie ihn erst sehen werden, liebe Mutter, gewiß, Sie werden ihm ihren Beyfall nicht versagen. — Da kommt er.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Helmstädt.

Henriette. Kommen Sie, lieber Helmstädt. Sie haben nichts zu fürchten. Meine liebe Tante meint es gut mit uns.

Frau v. Feldstern. Seyn Sie unbesorgt. Meine Nichte hat mir alles erzählt. — Aber was ist Ihnen? Sie scheinen mir etwas bestürzt?

Helmstädt. Ich muß Ihro Gnaden gestehen, daß mich Ihre Gegenwart ein wenig in Verlegenheit gesezt hat.

Frau v. Feldstern (lächelnd). Seh ich denn so fürchterlich aus.

Helmstädt. Das nicht, gnädige Frau. Aber ihr Anblick flößt mir Ehrfurcht ein.

Henriette (leise). Nun, liebe Mutter! Wie finden Sie ihn?

Frau v. Feldstern (leise). Stille! (laut) Sie haben meiner Nichte eine Entführung vorgeschlagen? —

Helmstädt. Das Mittel ist ein wenig verzweifelt, ich gestehe es: aber meine Lage ist

es nicht minder. Und wenn man in Gefahr ist, ein Mädchen zu verlieren, wie Ihre Fräulein Nichte ist, so ist ein solcher Vorschlag wohl zu verzeihen.

Henriette. Und dann muß ich sagen, liebe Tante, daß er mir dieses Mittel nur auf den äussersten Nothfall vorgeschlagen hat.

Helmstädt. Ich habe leider die traurige Gewißheit, daß Frau von Feldstern nie ihre Einwilligung zu unsrer Verbindung geben wird. Gegen meine Familie ist zwar nicht das geringste einzuwenden; aber der gar zu grosse Unterschied in unseren Vermögensumständen läßt meiner Liebe auch nicht die mindeste Hoffnung übrig.

Frau v. Feldstern. Nehmen Sie sich in acht, Herr von Helmstädt! Gerade dieser grosse Unterschied in Ihren Vermögensumständen sezt Ihre Liebe zu Henrietten in ein etwas zweydeutiges Licht. Sie bekommt dadurch das Ansehen, als wäre sie ein wenig stark mit Eigennutz versezt. Freylich werden Sie das nicht wollen auf sich bringen lassen. Aber was Sie auch dagegen sagen können, was kann uns wohl zwingen, Ihnen zu glauben?

Helmstädt. Ach gnädige Frau! Möge mich der Himmel mit seinen härtesten Strafen heimsuchen, möge man mich — was das Schrecklichste für mich wäre — auf ewig aus Henriettens Gesellschaft verbannen, wenn es mir jemals eingefallen ist, sie um ihres Vermögens willen zu lieben, wenn ichs nicht jeder Zeit für mein größtes Unglück gehalten habe, daß sie so reich ist.

Henriette. Und das hat er mir immer gesagt, liebe Tante.

Frau v. Feldstern. Es ist also die Liebe allein, die Sie an Henrietten fesselt, die Liebe allein, die Sie bewog, ihr eine Entführung vorzuschlagen. Gut! Es sey! Aber Sie sind ein Mann von Ehre, und ein Mann von Ehre denkt unendlich feiner und liebt folglich zärtlicher, als der gewöhnliche Haufe der Liebhaber. Auch im heftigsten, auch im höchst möglichen Grade von Leidenschaft wird er sich nimmermehr so weit vergessen, seiner Geliebten etwas zuzumuthen, was nur den geringsten Schatten auf seinen guten Namen werfen, was ihn nur im geringsten in der Achtung der Welt herabsetzen könnte. — Jezt sagen Sie mir, Herr von Helmstädt, erkennen Sie sich in diesen Zügen?

Helmstädt (für sich). O weh! Das lauft schief.

Frau v. Feldstern. Können Sie es Ihrem Herzen verzeihen, daß Sie meine Nichte zu einem so entehrenden Schritte verleiten wollten? — Gesezt, daß Henriette Sie liebt: macht Ihnen ihr Gewissen nicht den Vorwurf, daß Sie sich dieser ihrer Liebe jezt unwürdig gemacht haben? Ich bin nicht hieher gekommen, Sie auszuschelten, und es stehet Ihnen frey, sich zu verantworten, wenn Sie finden, daß ich Ihnen unrecht thue. Aber sagen Sie selbst, ist meine Nichte nicht recht sehr zu beklagen, daß sie einen Menschen liebt, dem ihre Ehre und ihr guter Name so wenig am Herzen liegt; der die Zärtlichkeit, die sie für ihn hegt, und die Gewalt, die er über ihr Herz hat, dazu mißbraucht, ihre Vernunft irre zu führen, ihre Augen über das, was sie sich selbst und ihrer Familie schuldig ist, zu verblenden und ihr eine Unbesonnenheit zuzumuthen, die sie in der Achtung der Welt so tief herabsetzen müßte. Und das nennen Sie Liebe? In der That: Sie könnten sie nicht empfindlicher kränken und beleidigen, und wenn Sie ihr tödlichster Feind wären.

Helmstädt. Meine gnädige Frau, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich in dem Spiegel, den Sie mir da vorhalten, ganz und gar nichts von meinen Zügen erkenne, daß ich von allem dem, was Sie mir da sagen, ganz und gar nichts in meinem Herzen finde. Die reinste, uneigennützigste und feurigste Liebe, eine unumschränkte Achtung, die mir fast noch theurer, noch unverbrüchlicher ist, als diese Liebe selbst, das ist es alles, was ich für Henrietten fühle. Es liegt nicht in mir, mich an dem, was man im strengsten Verstand Ehre nennt, nur im geringsten zu versündigen. Aber es giebt gewisse ernsthafte, ich möchte fast sagen, grillenhafte Betrachtungen, zu denen kälteres Blut gehört, als ich habe, und die man nicht im Stande ist, anzustellen, wenn man in dem Grade liebt, in dem ich liebe. In meinen Augen ist eine Entführung kein Verbrechen, sondern nichts als eine kleine Unregelmässigkeit, die durch die darauf folgende Heurath wieder gut gemacht wird. Wir hätten uns im Angesichte des Himmels ewige Treue gelobt, und Henriette wäre mit ihrem Gatten entflohen.

Frau v. Feldstern. Mit ihrem Gatten? Nach Ihrer Meinung braucht man sich nur den Gat-

ten eines Mädchen zu nennen, und es zu seyn! Und was, ich bitte Sie, hätte denn Ihr Gelübde ewiger Treue geheiligt? Etwa der Taumel, in dem Sie waren, als Sie es ablegten? Wären Sie dadurch Eheleute geworden, weil Sie es im Rausche der Sinnen einander gegenseitig zusicherten? Wer dürfte es wagen, irgend eine Leidenschaft zu tadeln oder anzuklagen, wenn ihr Taumel ihre Fehltritte entschuldigte oder gar heiligte?

Helmstädt. Gütiger Himmel!

Frau v. Feldstern. Sie nennen eine Entführung eine Unregelmässigkeit, welche die darauf folgende Heurath wieder gut macht. Ich gebe es zu, daß sie dadurch gut gemacht werden kann. Sie kann nicht anders, sie muß auf diese Art gut gemacht werden. Aber eben in diesem muß liegt das Unglück. Betrachten Sie doch einmal die Ehen, die sich mit einer solchen Unbesonnenheit anfiengen, und sehen Sie, wie viele glückliche es darunter giebt? — Liegt der Grund davon nicht etwa darin, weil diese Unbesonnenheit gut gemacht werden mußte? Ein Mädchen, das sich so weit vergessen konnte, sich vor der Trauung mit ihrem Gatten zu vergehen, vergiebt

sich nicht allein die Achtung der Welt, sie vergiebt sich auch die Achtung ihres Gatten selbst. Es muß ihm früh oder spät einfallen, daß sie doch einmal vom Pfade der Tugend wich, und wenn er auch selbst ihr Verführer war. Die Männer sind es nun einmal gewohnt, sich das als kleine Unbesonnenheiten, als erlaubte Schwächen zu gute zu halten, was Sie uns für unverzeihliche Verbrechen anrechnen. Und wie kann in einer Ehe, in welcher es solche Vorwürfe giebt, von Glück die Rede seyn?

Henriette. Um Gottes willen, Helmstädt, zu welchem Schritte wollten Sie mich verleiten? In der That, wüßte ich, daß Sie nur das geringste von diesen entsetzlichen Folgen geahnet hätten, ich könnte es Ihnen in meinem Leben nicht verzeihen.

Helmstädt. Ich schaudre jezt selbst davor zurück, schöne Henriette! Das macht aber nicht die Furcht, daß ich Gefahr liefe, Sie um meine eigene Achtung zu bringen, das wäre nicht möglich gewesen, und wird nie möglich seyn; auch selbst als gefallener Engel würden Sie in meinen Augen immer noch ein Engel geblieben seyn. Aber die Furcht, daß ich im Begriffe war,

Sie in der allgemeinen Achtung der Welt herabzusetzen, Sie, die ich auf den ersten Thron der Welt erheben möchte, wenn ich könnte. Ich sehe jezt mein Vergehen ein.

Frau v. Feldstern. Und Sie würden Henrietten nicht allein unglücklich gemacht haben, Herr von Helmstädt. Sie hat eine Mutter, die sie unaussprechlich liebt, die nur in dieser geliebten Tochter lebt. Denken Sie, was aus dieser Mutter würde geworden seyn, wenn Sie diese Schande über ihr Haus gebracht hätten. Nein, sie hätte dieses Unglück nicht überlebt.

Henriette. Und was wär alsdann aus mir geworden. Urtheilen Sie selbst, Helmstädt, ob ich diese Mutter lieben muß. Sie ist meine beste, meine einzige Freundin. Sie war meine Vertraute bey unserm Verständnisse. Ich habe ihr unsere Liebe, unser Vorhaben, kurz alles gestanden.

Helmstädt. Ihrer Mutter!

Henriette. Ja, meiner lieben, gütigen Mutter. Und sie hat uns in nichts gestört, hat alle unsere Zusammenkünfte ruhig geschehen lassen, hat sich kein einzigesmal ihres Rechts als

Mutter bedient, sondern mir nur als Freundin gerathen. Sie verließ sich meiner Aufführung wegen blos auf meine Liebe zu ihr, und — ließ mir in allem volle Freyheit.

Helmstädt. Welch ein reitzendes, welch ein ehrwürdiges Bild entwerfen Sie mir von ihr! Ich könnte jezt das Leben für diese Mutter lassen, so sehr ich auch Ursache habe, sie zu fürchten. — Wie wenige giebts solcher vernünftiger Mütter, die die Kunst verstehen, zugleich die Freundin ihrer Töchter zu seyn! Und ich Unbesonnener war im Begriff, ein so seltnes Bündniß zu trennen. Nein, Henriette! Erhalten Sie sich dieser guten Mutter würdig. So unaussprechlich viel auch meine Liebe dadurch verlieren mag: Ihr Herz wird um so mehr gewinnen. Gott bewahre mich, daß ich mich zwischen Sie hineindringen sollte. — (Pause in welcher Henriette ihre Mutter voller Erwartung ansieht.)

Frau v. Feldstern. Jezt, Henriette, jezt ist Helmstädt deiner würdig. Jezt erlaube ich Dir, ihn zu lieben.

Henriette (küßt ihr voller Freuden die Hand). Meine gütige Mutter! —

Helmstädt. Ihre Mutter? —

Henriette. Ja, Sie selbst. Helfen Sie mir ihr danken.

Helmstädt (küßt ihr die Hand). Gnädige Frau! Die wahre Empfindung ist am beredtesten, wenn sie schweigt. —

Lezter Auftritt.

Die Vorigen, Herr von Bähring mit Röschen.

Frau v. Feldstern. Eben recht, daß Sie kommen, Herr von Bähring. Als ein alter Freund unsers Hauses werden Sie mir wohl eine Gefälligkeit nicht abschlagen, um die ich Sie zu bitten wage. Haben Sie die Güte, mir das Wort zurückzugeben, das ich Ihnen in Rücksicht meiner Tochter gab.

Bähring. Ich komme gerade in dieser Absicht, gnädige Frau. Ich merkte wohl, daß das Herz des Fräuleins ganz und gar nichts für mich sagte, und der Himmel bewahre mich, daß ich mich einer Frau wider ihren Willen aufdringen sollte. — Wenn Onkel und Neffe um ein und dasselbe Mädchen werben, so ists ja wohl natürlich,

daß sich das Mädchen eher für den Neffen erklärt, als für den Onkel.

Frau v. Feldstern und Henriette zusammen. Onkel und Neffe?

Helmstädt. Lieber Onkel! Ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt.

Bähring (lächelnd). Der glücklichste! Ich bin ja auch noch auf der Welt— Was meinen Sie, Röschen? Leiden Sie das?

Röschen. Es klingt zwar etwas übel, aber ich werde mich bemühen, dem Herrn von Helmstädt Lügen zu strafen — Apropos! (Sie zieht den Handschuh ab, und reicht Henrietten mit komischer Gravität die Hand). Nichte, küsse Deiner Tante die Hand.

Frau v. Feldstern. Ist das Ernst, Herr von Bähring?

Bähring. Ja, gnädige Frau, wenn Sie nichts dagegen haben?

Frau v. Feldstern. Mit meinem beßten Segen.

Röschen. Sind Sie noch böse auf mich, liebe Tante?

Frau v. Feldstern. Närrchen! Ich war es ja nie. Ja, wenn Du mir das Herz meiner Tochter entzogen hättest, dann wohl.

Henriette. Meine gute Mutter blieb deswegen doch die Vertraute ihrer Tochter.

Röschen. Die Mutter die Vertraute ihrer Tochter? Weißt Du wohl, Henriette, daß Du ein wahres Phänomen bist? Diese Geschichte sollte man ins Bülletin einrücken lassen; denn in unserem aufgeklärten Jahrhundert ist das in der That ein sehr seltner Fall.

Sulzbach,
gedruckt mit Kommerzienrath Seidelischen Schriften.

Die Charlatans,

oder

der Kranke in der Einbildung.

Eine

Posse in drey Aufzügen

von

J. F. Jünger.

Regensburg, 1803.

bey Montag und Weiß.

Personen.

Herr von Eckstädt.

Hofrath Eckstädt, sein Bruder.

Marianne, seine Tochter.

Marie, seine Haushälterin.

Jeremias, sein Hausknecht.

Reinhard, Mariannens Bräutigam.

Johann, Reinhards Bedienter.

Trichter und / Drachmasius } zwey Charlatans.

Ein Bedienter von Eckstädt.

Die erste Scene spielt in Reinhards Zimmer, das ganze übrige Stück in einem Zimmer in Eckstädts Hause mit doppelten Seitenthüren, auch im Hintergrunde zwey Thüren, von denen die eine nach dem Ausgang auf die Strasse führt.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Reinhards Zimmer.

Hofrath Eckstädt, Reinhard und Johann.

(Reinhard ist im Ankleiden begriffen, Hofrath Eckstädt bey ihm sitzend.)

Hofrath. Ja, lieber Reinhard, mein Bruder ist ein Narr, und ein recht grosser Narr.

Reinhard. Aber Sie, Herr Hofrath, als Mariannens Liebhaber, Onkel, Sie, der Sie sie so gut als an Kindesstatt aufgenommen haben, der Sie sie zur Erbin Ihres ganzen Vermögens eingesezt haben, Sie könnten doch wohl ein Wörtchen dazu sprechen?

Hofrath. Was hilft denn das? Ich hab's Ihnen schon gesagt, daß mein Bruder ein Narr

ist: und fangen Sie einmal mit einem Narren etwas an! Da helfen alle Vorstellungen nichts! Er hat sichs nun einmal in den Kopf gesezt, daß Ihre Hochzeit mit Mariannen nicht eher seyn soll, als bis er gesund ist—

Reinhard. Das heißt so viel, als nimmermehr; denn ein Mann, der so viel Vergnügen daran findet, krank zu seyn, wie er, wird wohl schwerlich jemals gesund werden.

Hofrath. Glauben Sie das nicht, daß ihm seine eingebildete Krankheit Vergnügen macht! Im Gegentheil! Er leidet wirklich, leidet sehr viel, so daß er mich manchmal recht herzlich dauert, so oft mir auch die Geduld über ihn ausgeht.

Reinhard. Aber könnte man denn nicht einen gescheuden Arzt darüber zu Rath ziehen?

Hofrath. Ey ja, kommen Sie ihm mit einem Arzte. Er hat ja fast alle hiesigen Aerzte von Ruf schon befragt, und alle haben ihm einstimmig versichert, daß er so gesund ist, als man nur seyn kann, und dadurch haben sie eben das Kalb in die Augen geschlagen. Daher kommts, daß er jezt von einem ordentlichen Arzte gar nichts hören will. Da ist der verdammte Kerl, der Trichter, den er jezt gar ins Haus genommen

hat, der weiß ihm recht nach dem Maule zu reden: der gilt alles bey ihm! Und ich wette meinen Kopf, der Kerl ist ein Gauner, der sich ehester Tage seine Gelegenheit ersehen, im Hause brav zusammenpacken, und auf und davon gehen wird.

Reinhard. Unbegreiflich, wie man sich einem solchen Schurken anvertrauen kann.

Hofrath. Und mein Bruder hat ein so blindes Zutrauen zu ihm! — Was meinen Sie, seit den vier Wochen, die er bey ihm ist, hat er ihm gewiß für mehr als vierhundert Gulden Kohlen verbrannt, weil er, weiß der Himmel was für eine Lebenstinktur herausbrennen will, die aufs wenigste unsterblich machen soll.

Reinhard. Und das glaubt Ihr Herr Bruder alles?

Hofrath. Wie das Evangelium!

Reinhard. Aber was ist da zu thun?

Hofrath. Ja, wenn Sie keinen Rath wissen, ich weiß keinen!

Johann (welcher bisher stillschweigend an dem Gespräch Antheil genommen). Ein Mensch meines gleichen soll nicht eher reden, als bis er gefragt wird:

wenn mir aber Ihro Gnaden erlauben wollten, meine unvorgreifliche Meinung zu sagen —

Reinhard. Recht gern! lasse nur hören.

Hofrath. Nur heraus mit seiner unvorgreiflichen Meinung!

Johann. Wenn mir Ihro Gnaden die Sache überlassen wollten, ich wüßte ein Mittel, wenn auch nicht den Herrn Bruder ganz von seiner Schwachheit zu heilen, doch es wenigstens vor der Hand dahin zu bringen, daß mein Herr das Fräulein bald zur Gemahlin bekommt.

Hofrath. Wenn Er das zu wege bringt, Johann, so bekommt Er baare hundert Thaler.

Reinhard. Und von mir auch.

Johann. Zweyhundert Thaler wären also mein!

Hofrath. Hm! Er muß seiner Sache ziemlich gewiß seyn.

Johann. Mein Mittel ist untrüglich, weil es auf die Natur der Sache berechnet ist, wie Ihro Gnaden gleich hören werden. Ich rechne so: wir haben es mit zwey Personen zu thun, die eine ist — wie soll ich sagen?

Hofrath. Sag ers nur gerade heraus, ein Narr!

Johann. Also: einem Narren muß man keine Vernunftgründe entgegensetzen, denn die helfen nichts. Man muß seiner Narrheit schmeicheln, seinen Willen thun, statt ihm zu widersprechen: das ist die beste Art, ihn in die Gewalt zu bekommen. Der Andere, mit dem wir es zu thun haben, ist ein Beutelschneider, ein unverschämter Kerl, der Anderer Schwachheit nüzt, und seine Unwissenheit für Gelehrsamkeit verkauft. Ich kenne diese Art Leute schon, denn ich hatte einmal das Unglück einige Monate bey einem Goldmacher zu dienen. Einem solchen unverschämten Burschen muß man Unverschämtheit entgegen setzen, wenn man ihn aus dem Gleichgewichte bringen will.

Hofrath. Hör' Er Johann, Er calculirt nicht übel! Aber wie das anstellen?

Johann. Das überlassen Ihro Gnaden nur mir. Ich bin erst seit Kurzem in meines Herrn Diensten, und der Herr Bruder kennt mich noch nicht. Ich will die Rolle eines Goldmachers übernehmen, und dem Gauner einheitzen, daß er Blut schwitzen soll. Ihr Herr Bruder ist

leichtglaubig. Wenn ich nicht noch diesen Abend sein ganzes Vertrauen besitze, und diesen Trichter aus dem Sattel gehoben habe, so nennen mich Ihro Gnaden, wie Sie wollen!

Hofrath. Wahrhaftig, das läßt sich hören. Ich fange an, Hofnung zu schöpfen.

Reinhard. Wenn du Wort hältst, Johann —

Johann. Verlassen sich Ihro Gnaden auf mich! Möchten Sie aber nicht die Güte haben, mich vorher ein wenig zu instruiren? An welcher Krankheit laborirt Ihr Herr Bruder eigentlich? oder vielmehr an welcher bildet er sich ein zu laboriren?

Hofrath. Es ist ihm vor einiger Zeit die Galle, glaub ich, einmal ausgetreten, weil er sich den Magen etwas zu stark überladen hatte, und seit dem will er mit aller Gewalt, und allen vernünftigen Leuten zum Trotz, die Gelbsucht haben, ob er gleich so schön weiß und roth aussieht, wie das leibhafte Leben.

Johann. Hm, hm, also die Gelbsucht.

Hofrath. Seit mehreren Wochen hat er keinen guten Bissen über seine Zunge gebracht; lauter Quacksalbereyen, die ihm dieser Trichter giebt, und das schwächt ihn noch mehr.

Johann. Hm, dagegen gäbs auch noch Mittel! — Jezt möchte ich nur noch wissen, was dieser Quacksalber bisher für Arzneyen gebraucht hat?

Hofrath. Das kann ich von der Haushälterin alles haarklein erfahren.

Johann. Sonst brauche ich nichts. Wann befehlen Sie, daß ich die Operation anfangen soll?

Reinhard. Noch heute! Wenns möglich ist, noch diese Minute.

Hofrath. Das spricht die Ungeduld der Liebe! Aber es ist auch in anderer Rücksicht keine Zeit zu verlieren; denn ich fürchte, mein alberner Bruder geht noch darüber zu Grunde, wenn wir ihn länger unter den Händen dieses Kerls lassen.

Johann. So will ich gleich Anstalt machen, und für einen schicklichen Anzug sorgen.

Hofrath. Und ich will hinüber, und sehen, daß ich die Haushälterin auf die Seite bringe.

Johann. Und wenn der Herr Hofrath erlauben, so hole ich nachher meine Instruktionen bey Ihnen ab.

Hofrath. Recht gern! Also auf Wiedersehen, lieber Reinhard.

Reinhard. Ich habe die Ehre, Sie ein Stückchen zu begleiten. (alle drey ab)

Zweyter Auftritt.

Zimmer in Eckstädts Hause.

Eckstädt, Trichter und Marie (Eckstädt von beiden geführt).

Eckstädt. Ich mag nicht gern lange in einem Zimmer bleiben, ich verändere gern die Luft.

Trichter. Daran thun Ihro Gnaden sehr recht; der grosse Theophrastus sagt: Luft ist das Grundprinzipium der menschlichen Lebenstheile: man thut der Behauptung dieses grossen Mannes zufolge also sehr wohl, wenn man sich dieselbe immer rein und frisch zu verschaffen und zu erhalten sucht, um immer frischen Urstoff des Lebens, Webens und Seyns zu bekommen.

Eckstädt. Das ist wahr, lieber Trichter, Sie sind ein grosser Mann! Ein grundgelehrter Mann, Sie wissen alles so deutlich zu demonstriren! — Aber wieder auf unser voriges Gespräch zu kom-

men: Sie meinen also, es ist nichts an dem Drachmasicks, der sich mir gestern durch meinen Barbier antragen ließ?

Trichter. Nichts in der Welt! Doch ich will Ihrem Urtheile nicht vorgreiffen. Ihro Gnaden können sich selbst überzeugen. Ich will nur die Ehre haben, Ihnen so viel zu sagen: er ist promovirter Arzt.

Eckstädt. Promovirter Arzt!

Trichter. Wie ich Ihnen sage: er hat in Greifswald studirt und promovirt.

Eckstädt. Um des Himmelswillen! Es wendet sich alles in mir um, wenn ich nur von einem Arzte etwas höre! Ehe ich mich einem solchen Menschen anvertraue, eher will ich sterben.

Trichter. Daran werden Ihro Gnaden recht wohl thun.

Marie (lachend). Ein recht wohl gemeinter Rath.

Eckstädt. Nun, was hat die sich in unser Gespräch zu mengen, Jungfer Naseweis? Was geht es Sie an?

Marie. O! in der Welt nichts.

Eckstädt. Aber ich weiß schon, Sie ist auch eine von denen, die immer einstreiten will, daß weiß schwarz und schwarz weiß ist.

Marie. Ey bewahre! Wenn Ihro Gnaden damit gedient ist, so will ich Ihnen lieber alle möglichen Krankheiten an den Hals wünschen, als Ihnen eine einzige abstreiten!

Eckstädt. Ihr mögt nun sagen, was Ihr wollt, ich weiß doch am besten, wo es mir fehlt!

Marie. O! das weiß ich auch!

Eckstädt. Ich habe die Gelbsucht, euch allen zum Trotz, ob mir gleich jedermann ins Gesicht behauptet, daß ich so roth aussehe, wie die Gesundheit selbst.

Trichter. Erlauben Ihro Gnaden: Ihre Krankheit ist von der Art, daß sie nur für das geübte Auge des Kenners sichtbar ist.

Eckstädt. Nun, da hört Sie es!

Trichter. Das Gelbe Ihrer Gesichtsfarbe fällt nicht jedermann in die Augen.

Marie. Da lobe ich mir doch das schöne Goldgelb der Souveräns und Dukaten des gnä-

digen Herrn! Nicht wahr, Herr Trichter? Die haben doch eine Farbe, die jedermann in die Augen sticht. —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Hofrath Eckstädt.

Der Hofrath. Guten Morgen, Bruder, nun wie gehts?

Eckstädt. Schlecht, Bruder, wie Du siehst! Geschwind einen Stuhl, Marie, geschwind. (Er sezt sich) Woher kommts dann, lieber Trichter, daß mir das Gehen so sauer wird?

Trichter. Das kommt daher, weil Ihre Galle keine Bewegung vertragen kann.

Eckstädt. Ja, ja, mir scheints auch so, — die verdammte Galle! — o weh! o weh! Ich muß wieder aufstehen! Ich ersticke sonst! (steht auf).

Trichter. Das macht, weil Ihre Galle zu gepreßt ist, wenn Sie sitzen.

Eckstädt. Zu gepreßt! Ja, ja, ich bin wohl ein recht geplagter Mann, Bruder.

Hofrath. Aber sage mir nur, wie Du Dich so umsonst, und um nichts ängstigen kannst?

Eckstädt. Umsonst und um nichts? Ja, ja, Du hast gut reden! Du gehörst auch unter die Ungläubigen; aber ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt! Nicht wahr, Trichter? Ihr haltet — war mirs doch, als ob hier die Luft gewaltig zöge!

Marie. Ey bewahre! wo soll der Luftzug herkommen? Es ist ja alles geschlossen.

Eckstädt. Es wurde mir aber auf dieser Seite auf einmal eiskalt.

Trichter. Das kommt von einem Gallenschauer.

Eckstädt (fährt schnell mit der Hand auf die andere Seite). Ist etwa die Thür vom Laboratorium offen?

Marie. Nein! warum denn?

Eckstädt. Es kam mir auf dieser Seite auf einmal eine Hitze wie angeblasen.

Trichter. Das ist eine fliegende Hitze, die ebenfalls in der Galle ihren Ursprung hat.

Marie. Potz Gall und kein Ende!

Hofrath. Höre, lieber Bruder, ich wüßte ein Mittel, wie Du auf einmal gesund werden könntest.

Eckstädt. Du?

Hofrath. Ja, ich! Erfülle einmal Dein Versprechen: Gib Reinharden Deine Tochter, und trinke Dir auf der Hochzeit einen tüchtigen Rausch.

Eckstädt. Gott bewahre, Bruder! Einen Rausch! Ich in meinen Umständen einen Rausch? Das ist gerade, als ob Du sagtest: nimm Gift! Willst Du mich vor der Zeit ins Grab bringen? Mich schauderts, wenn ich nur an Wein denke; nein, Bruder! So weit sind wir noch nicht! Mit der Hochzeit wirds wohl noch eine Weile hergehen. Wann ich erst einmal besser bin, ja dann, — da machst Du nun wieder ein Gesicht, und schielst Marianne an! Ich weiß wohl, was Ihr sagen wollt. Ihr glaubt, ich bin ein Narr, und bilde mir etwas ein, das nicht ist; aber Ihr irrt euch gewaltig! oder wenn mir nichts wäre, sagt mir doch einmal, wie kommts dann, daß mir jezt wieder auf einmal auf dieser Seite — nur auf dieser hier — nein, Trichter, auf welcher Seite sagt ich vorhin, daß mir eiskalt wurde?

Hofrath (bricht in ein lautes Lachen aus).

Eckstädt (verdrüßlich). Lache nur, Bruder, lache nur.

Hofrath. Wer Guckuck soll da aber auch nicht lachen? Du klagst über Frost, und weißt nicht einmal auf welcher Seite Dir kalt ist!

Marie. Das kommt vielleicht auch von der Galle her, Herr Trichter?

Trichter. Natürlicherweise von zu häuffiger Ergiessung der Galle! woher sonst? Wer wird sich denn darüber wundern, wenn das Gedächtniß eines Kranken geschwächt ist?

Eckstädt. Bravo, Trichter! (sezt sich). Wie er das so gut auseinanderzusetzen weiß. Jezt antworte ihm einmal, Bruder! Nicht wahr, du bist total geschlagen?

Hofrath. O freilich total! besonders hatte ich sehr unrecht, mich darüber zu wundern, da ich doch recht gut weiß, daß Du seit so vielen Wochen durch eine sinnlose Diät und eine Menge Quacksalbereyen geschwächt bist.

Eckstädt. Durch eine sinnlose Diät! Da höre man, wie er das schäzt; die Diät ists ja eben, die mich noch erhält! Weißt Du denn nicht, daß bey mir alles, was ich geniesse, zu Galle wird? Und ich bin versichert, daß Trichter vollkommen Recht hat, wenn er behauptet, daß ich ganz unfehlbar aller meiner Leiden überhoben seyn würde,

sobald ichs dahin bringen könnte, nur einmal Tage lang gar keine Nahrung zu mir zu nehmen.

Hofrath (lachend). O! der Meinung bin ich auch!

Trichter. Und daß Herr von Eckstädt geschwächt ist, das kommt weder von der Diät, noch von den Medicamenten her, die ich ihm verordnet habe, das hat seinen Grund in der Behandlung meiner Vorgänger. Sie haben ihn zu viel zur Ader gelassen, und ich bin ganz gegen das Aderlassen, weils den Körper schwächt.

Eckstädt. Zu viel Ader gelassen! Nun da hörst Du es, Bruder, woher meine Entkräftung kommt.

Hofrath. Und das lässest Du Dir so weiß machen? Ich kann mich ja gar nicht erinnern, daß Du jemals in Deinem Leben zur Ader gelassen hast? Weiß Sie etwas davon, Marianne?

Marianne. Ich bin doch schon ganzer achtzehen Jahre im Hause, aber ich kann mich nicht besinnen.

Eckstädt. Ist auch wahr, Trichter! Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht zur Ader gelassen.

Trichter (ein wenig verlegen). Nicht? — Nun das stößt meinen Satz nicht um; das Leben ist im Blute, und wenn Herr von Eckstädt niemals zur Ader gelassen hat, so hat es sein seliger Vater; das läuft auf eines hinaus.

Marie. Recht! Und hat der selige Herr Vater nicht gelassen, so hats der selige Herr Großvater: denn das Leben ist im Blute, und so könnte man am Ende gar die Schuld der Entkräftung des Herrn von Eckstädt auf den armen Vater Adam bringen, wenns zu Vater Adams Zeiten Schnäpper und Lanzeten gegeben hätte.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Jeremias (welcher ganz langsam geschlichen kommt).

Jeremias. Darf ich Ihro Gnaden etwas melden?

Eckstädt. Was giebts?

Jeremias. Es ist etwas sehr wichtiges, Ihro Gnaden.

Eckstädt. Nun? So sage nur.

Jeremias. Und etwas, das durchaus keinen Aufschub leidet. Etwas sehr eiliges!

Eckstädt. Werde ichs bald hören?

Jeremias. Ich wollte nicht wieder so hereinplumpen, weil ich glaubte, Ihro Gnaden möchten etwa wieder ungehalten werden, wie gestern, als ich Sie im Mittagsschlafe störte, um Ihnen zu melden, daß die Katz ein Stück Speck gestohlen hätte.

Eckstädt. Das war aber auch albern von Dir!

Jeremias. O! ich merke mirs recht gut, wenn ich über etwas eine Nase kriege!

Eckstädt. Daran thust Du recht wohl! Aber sage nur —

Jeremias. Ihro Gnaden wollen also nicht wieder böse werden?

Eckstädt. Nein.

Jeremias. Gewiß nicht?

Eckstädt. Nein doch!

Jeremias. Nun, so will ich also Ihro Gnaden nur in möglichster Geschwindigkeit melden, daß es im Hause brennt.

Eckstädt (erschrocken). Wie? Es brennt in meinem Hause?

Jeremias. Ja, recht brav.

Eckstädt. Daß sich der Himmel erbarme! Was fangen wir denn an?

Jeremias. Hab ichs nicht gesagt, daß Ihro Gnaden wieder ungehalten werden würden? Ich werde mich aus dem Staube machen und löschen helfen (ab).

Hofrath. Wart nur, Bruder, ich will selbst nachsehen (ab).

Fünfter Auftritt.

Eckstädt, Trichter und Marie, (zu ihnen Marianne).

Marianne. Ich komme nur, Papa, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich nicht zu ängstigen brauchen, die Gefahr ist größtentheils vorbey.

Eckstädt. Aber wie in aller Welt ists denn ausgekommen?

Marie. Ich wette, durch des Herrn Trichters Distilirofen!

Marianne. Ja, das Feuer ist in seinem Zimmer ausgekommen. Seine Sachen haben alle müssen herausgeworfen werden, damit man löschen konnte.

Trichter. Meine Sachen herausgeworfen? Da muß ich gleich nachsehen, ob mir nichts weggekommen ist (ab).

Marie (ihm folgend). O! der Schade würde so groß nicht seyn. (ab, ihr folgt Marie).

Eckstädt (allein). Und mich armen kranken Mann lassen sie hier im Stich. (Er steht auf). Ich muß sehen, wie ich nachkomme, die Gefahr möchte doch noch nicht ganz vorüber seyn! (indem er abgehen will, tritt Drachmasius ein).

Sechster Auftritt.

Eckstädt und Drachmasius.

Drachmasius (für sich im Eintreten). Er ist allein! Nutzen wir die Gelegenheit! (laut) Mein Herr von Eckstädt!

Eckstädt. Was gibts? Ich habe jezt keine Zeit! Es ist Feuer in meinem Hause! (Er will fort)

Drachmasius (indem er ihm den Weg vertritt). Wie ich finde, habe ich nicht die Ehre von Ihnen gekannt zu seyn?

Eckstädt (will fort). Nein, aber jezt hab ich nicht Zeit, neue Bekanntschaft zu machen!

Drachmasius (wie oben). Wenn Sie wüßten, wer ich bin—

Eckstädt (wie oben). So würde ich mein Haus brennen lassen etwa?

Drachmasius (wie oben). Ich bin der berühmte Drachmasius.

Eckstädt (wie oben). Ich habe schon von Ihnen gehört.

Drachmasius (wie oben). Das glaub ich gern! Wer hätte das nicht?

Eckstädt (wie oben). Ein andersmal—

Drachmasius (hält ihn mit Gewalt auf). Ich besitze das Arkanum der ächten und gerechten wunderthätigen Lebenstropfen!

Eckstädt (will sich von ihm los machen). Ich brauche jezt keine Tropfen. Ich brauche Wasser! Hören Sie denn nicht, daß es bey mir brennt?

Drachmasius (wie oben). Wenn Sie die Eigenschaft dieser Tropfen kennten! Leiden Sie etwa an Verhärtungen im Unterleibe?

Eckstädt (wie oben). Das ist ja zum rasend werden!

Drachmasius (wie oben). In diesem Falle würde ich Ihnen mein schwarzes Pulver verordnen. Es thut Wunder, dieses Pulver.!

Eckstädt (wie oben). Ich sage, Sie sollen mich gehen lassen.

Drachmasius (wie oben). Oder wenn Sie etwa glücklicherweise von Anfällen einer heftigen Kolik geplagt würden—

Eckstädt (äussert Ungeduld). Herr! Ich rathe Ihnen Gutes—

Drachmasius (wie oben). So gäb ich Ihnen von meinem schmerzstillenden Elixir —

Eckstädt (ganz ausser sich). Aber wenn ich Ihnen nun sage, daß ich von Ihren Arzneyen vor der Hand nichts brauche, daß Feuer in meinem Hause ist, daß ich Anstalten treffen muß!

Drachmasius. Feuer in Ihrem Hause, warum sagten Sie denn das nicht eher? So will ich ein andersmal wieder kommen (geht).

Eckstädt (für sich). Nun dem Himmel sey Dank (er schöpft tief Odem).

Drachmasius (zurückkehrend). Aber, um welche Stunde soll ich wieder kommen?

Eckstädt. Wann Sie wollen! Wann Sie wollen!

Drachmasius. Sie dürfen nur befehlen. Nach Tische, gegen Abend! Ich stehe zu jeder Zeit und Stunde zu Ihrem Befehle.

Eckstädt (stampft mit dem Fusse). Ey lassen Sie mich mit Frieden.

Drachmasius. Nun, nun, ich gehe ja schon! (ab).

Eckstädt (allein). Auf! — Der Kerl hat meine Galle erst recht untereinander gebracht! Wenn nur Trichter da wäre, daß er mir sagen könnte, ob es mich irgendwo brennt oder sticht! Ich muß ihn geschwind aufsuchen (will ab).

Siebenter Auftritt.

Eckstädt, Marie und Jeremias.

Marie. Das Feuer ist, dem Himmel sey Dank, ganz und gar gelöscht! — Aber was ist Ihro Gnaden denn? Sie sehen ja ganz erhizt aus?

Eckstädt (ängstlich). Sehe ich wirklich so, Marie? Ach ich armer Mann, das wird wieder in meiner Galle eine schöne Wirthschaft seyn, — der verdammte Kerl, der!

Marie. Wer denn, Ihro Gnaden?

Eckstädt. Der Drachmasius! Ein verwünschter Quacksalber, der mich mit seinen Pulvern und Elixiren fast zu Tod gequält hat! Der gute ehrliche Trichter wird seine Noth haben, bis er mich wieder zu rechte bringt; — der Kerl wird diesen Nachmittag wieder kommen. Jeremias, daß du mir ihn nicht etwa herein läßt! Weise ihn ab! Ich brauche ihn nicht, und wenn er nicht in Güte geht, so wirf ihn meinetwegen zum Hause hinaus (er geht). Jezt will ich geschwind meinen Trichter aufsuchen, damit er mir niederschlagende Tropfen giebt (er kehrt sich unter der Thür um). Vergiß mir den Namen nicht Jeremias! Hörst du? Drachmasius heißt er (ab).

Achter Auftritt.

Jeremias und Marie.

Jeremias (ihm nachrufend). Schon gut, Ihro Gnaden! Drachmasius. (Sinnend). Drachmasius? Wie ist mir denn? Blitz noch einmal! das ist ja der verdammte Kerl, der meine alte Gräfin zu Tod kurirt hat! Nun komm du mir! Dir habe ich ohnehin etwas auf der Nadel.

Marie. Daß er die Gräfin zu Tod kurirt hat?

Jeremias. Ach das gerade nicht! Denn ob eine alte Gräfin mehr oder weniger in der Welt ist, das macht keinen grossen Unterschied! Aber den Streich, den er mir gespielt hat—

Marie. Was denn für einen?

Jeremias. Die Gräfin war schon alt. Ihr Bruder hat sie beredet, ein Testament zu machen, ob ihr gleich eigentlich nichts fehlte; nur so um des Lebens und Sterbens willen. Sie war eine gute liebe Dame, und hätte uns Dienstleute gewiß recht gut bedacht, besonders mich, weil ich am längsten in ihrem Hause war. Auf einmal führt der Guckuck diesen Kerl ins Haus! Er macht ihr weiß, daß sie wenigstens noch fünfzig Jahre

leben kann, wenn sie von seiner Lebenstinktur nimmt, wovon er ihr ein kleines Fläschchen für zehn Dukaten verkaufte. Jezt war an kein Testament mehr zu denken; sie trank drey Fläschchen voll Lebenstinktur aus, und — war in 14 Tagen maustod!

Marie. Und ihr wardt um eure Legate geprellt?

Jeremias. Rein geprellt! Ich habe dem Patron lange aufgelauert, und ihn nicht erwischen können.

Marie. Nun, so hat Er jezt die schönste Gelegenheit, sich mit ihm abzufinden.

Jeremias. Die ich mir auch zu Nutzen machen werde! Sorg Sie nicht! dem ists Brod gebacken, wenn er unter meine Hände kommt! Den prügle ich, daß er den Himmel für einen Dudelsack ansieht! (beide ab).

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Marianne und Marie.

Marianne. Aber wo nur mein Reinhard so lange bleibt?

Marie. Nur Geduld! Er wird schon kommen! Sie werden vielleicht mit den Zubereitungen zu der Maskarade noch nicht fertig seyn.

Marianne. Wenn nur diese Maskarade gut abläuft.

Marie. Warum soll sie denn nicht?

Marianne. Kennt Sie den Bedienten, der den Doctor spielen wird?

Marie. Nein, ich kenne ihn nicht. Herr von Reinhard hat ihn ja erst seit vorgestern; aber er soll ein durchtriebener Kautz seyn. Fassen Sie Muth! Ich habe gute Hofnung, daß unser Haus noch

heute von diesen Charlatans gereinigt wird. Trichter wird nicht lange mehr hausen. Es ist mir bey der Konfusion des Brandes ein Kästchen in die Hände gerathen, das in seinem Zimmer versteckt war, und dessen Innhalt zu seiner Zeit Wunder thun wird. Der andere, ein gewisser Drachmasius, der sich hier einnisten will, ist unserm Jeremias empfohlen: der wird ihn schon expediren.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Johann (verkleidet).

Johann (sieht sich im Eintreten verlegen um. Für sich). Mein Herr noch nicht hier? Das ist doch fatal!

Marie (heimlich zu Marianne). Was wetten Sie, das ist dieser Drachmasius?

Marianne (heimlich). Wenns aber Reinhards Bedienter wäre!

Marie (heimlich). Das wollen wir bald hören. (laut) Wer sind Sie, und zu wem wollen Sie?

Johann. Ich bin — (für sich) Nun fällt mir der verdammte Namen nicht ein, den ich mir ausgesonnen hatte! (laut) Ich bin —

Marie. Nun? Sie werden doch Ihren Namen wissen? Sind Sie vielleicht ein gewisser Doctor Drachmasius, den wir erwarten?

Johann. Ja, so ungefähr heiß ich. (Für sich) Vermuthlich hat mich der Hofrath unter diesem Namen angekündigt.

Marie (heimlich zu Marianne). Sagt ichs nicht? (laut) Hören Sie, wenn ich Ihnen rathen soll, so machen Sie sich aus dem Staube.

Johann. Wie so? Warum aus dem Staube?

Marie. Sie sind hier im Hause übel empfohlen.

Johann. Ich übel empfohlen?

Marie. Ja! Sie erinnern sich doch noch einer gewissen Gräfin Freyberg, die Sie vor einigen Wochen durch Ihre Lebenstinktur in die andere Welt schickten?

Johann. Ich? Ich verstehe sie nicht!

Marie. Nun warten Sie! Wir wollen Ihnen den Hausknecht herschicken, der wird Ihnen das Nöthige erklären (ab mit Marianne).

Johann (allein). Den Hausknecht herschicken? Die Herren Hausknechte erklären sonst ziemlich handgreiflich. Vermuthlich hält man mich für

einen andern. Wenn nur mein Herr käme! Das Ding kann sonst noch schief laufen. Am besten, ich spiele Numero sicher! (Er will wieder zur Thür hinaus, kehrt aber gleich wieder um). Verwünscht! da höre ich jemanden! Ich könnte gerade dem Hausknecht in die Hände laufen! Retiriren wir uns da hinein! (er geht in eine Seitenthür)

Dritter Auftritt.

Drachmasius. (Johann versteckt).

Drachmasius (allein). Nun will ich doch mein Heil noch einmal versuchen! Vielleicht bin ich jezt glücklicher als heute vormittags. Daß mich auch der Henker gerade herführen mußte, da es im Hause brannte! Aber wer stellt sich denn auch so was vor? Nun, verloren ist noch nichts. Ich muß alles anwenden, um mich bey Herrn von Eckstädt einzuschmeicheln und in Respect zu setzen. Wenn es mir gelingt, diesen Trichter aus dem Sattel zu heben, so bin ich auf Zeit Lebens geborgen; denn Eckstädt ist gerade ein Kunde, wie wir Adepten sie brauchen: leichtglaubig, furchtsam und reich!

Vierter Auftritt.

Drachmasius, Jeremias und ein Bedienter, (beide mit Stöcken, Johann versteckt, welcher von Zeit zu Zeit den Kopf zur Thür heraussteckt).

Jeremias. Aha! Da haben wir den saubern Zeisig! Jezt Kamerad, rühr dich!

Bedienter. Ach sorge nicht! (beide nehmen Drachmasius in die Mitte und schwingen die Stöcke).

Drachmasius (erschrocken). Nun was soll denn das heissen?

Jeremias. Was das heissen soll? Das will ich dem Herrn gleich verteutschen.

Drachmasius (für sich). Das Gesicht soll ich irgendwo gesehen haben?

Jeremias. Er erinnert sich doch noch einer gewissen Gräfin Freyberg?

Drachmasius (kleinlaut). O ja, recht gut! Ich habe sie kurirt.

Jeremias. Ey, hole Ihn der Henker mit seinem Kuriren! Vergiftet hat Er sie, und jezt will Er mir meinen Herrn wieder vergiften, und ich leids einmal für allemal nicht, daß er mir so eine Herrschaft nach der andern in die andere Welt schickt! Und also geb er Fersengeld, oder! (er hebt den Stock auf).

Bedienter (hebt den Stock auf). Marsch aus dem Haus!

Drachmasius (für sich). Das ist ein Streich, den mir der Gauner Trichter spielt! (Er greift in die Tasche) Aber meine Herren, so nehmen Sie doch nur Vernunft an! Ich bin ja vom Herrn von Eckstädt ausdrücklich herbestellt! Hier ist ein 2 Guldenstück. Machen Sie nur, daß ich mit ihm sprechen kann.

Jeremias (nimmt das Geld und steckt es ein). Das ist auf Abschlag des Legats, um das Er mich gebracht hat.

Bedienter. Und ich? Bekomm ich nichts?

Jeremias. Es ist wahr! Mein Kamerad muß auch etwas haben, weil er sich die Mühe hat nehmen wollen, den Herrn durchzuprügeln.

Drachmasius. Nun, da ist noch ein Gulden, mehr hab ich in meinem Vermögen nicht!

Bedienter (steckt den Gulden ein). Jezt aber Marsch aus dem Hause! (beide fangen an auf ihn loszuschlagen).

Drachmasius (schreit). Hülfe! Hülfe! Man bringt mich um!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, der Hofrath und Reinhard (aus der Mittel= Johann aus der Seitenthür).

Reinhard. Was giebts denn hier?

Drachmasius. Diese beiden Schurken haben mich meuchelmörderisch überfallen!

Jeremias. Sein Wort in Ehren, das ist nicht wahr! Er hat mir lezthin meine Herrschaft umgebracht, und dafür habe ich und mein Kamerad ihm den Rücken ein wenig frottirt! Sehen Ihro Gnaden, so haben wirs gemacht. (Sie schlagen ihn beide nieder)

Hofrath. Jeremias! Treibe Ers nicht zu weit! Ich glaube schwerlich, daß mein Bruder das gut heissen wird, wenn ers erfährt!

Jeremias. Ach, das überlassen Ihro Gnaden nur mir!

Johann (zu Drachmasius). Mein Herr, ich bin Ihnen unendlich viel Verbindlichkeit schuldig!

Drachmasius. Sie mir? Wofür denn, mein Herr?

Johann. Sie haben mich aus meiner grossen Gefahr gerettet!

Drachmasius. Das ist bey Männern von meinen Kenntnissen nichts neues! Ich besitze unbegreifliche Geheimnisse. Sie wären nicht der erste Todte, den ich wieder erweckt hätte! Indessen kann ich mich nicht erinnern, Sie jemals gesehen zu haben. Sollten Sie etwa durch die dritte Hand von meinem Elixir oder meinem schwarzen Pulver —

Johann. Um Verzeihung, mein Herr! Aber Sie haben durch die dritte Hand eine gewisse Portion ungebrannte Asche bekommen, die mich beynahe getroffen hätte, und die meiner Natur durchaus zuwider ist!

Drachmasius. Ihrer Natur zuwider? Da irren Sie, mein Herr! Ich behaupte, daß Asche schlechterdings keines Menschen Natur zuwider seyn kann! Erstlich haben schon die größten Naturforscher die Erfahrung gemacht, daß Asche der Fäulniß widersteht. Nehmen Sie also diesen ungeheuren Vortheil für den menschlichen Körper! Dann enthält sie, ob sie gleich im Grunde nichts ist, als ein Caput mortuum, das reinste vegetabilische Salz, und das Salz ist, wie alle grosse vnd erfahrne Alchimisten, unter welche ich mich, mit Respekt zu sagen, auch zähle, behaup-

ten, der Urstoff, das Grundprinzipium der Materie. Bekanntermassen theilt man die Salze ein in animalische, vegetabilische, Laugensalze und gemeines Koch- oder Küchensalz, welches leztere —

Hofrath. Um des Himmels willen, mein Herr! Kommen Sie zu Athem, und sagen Sie, was Sie eigentlich hier wollen?

Drachmasius. Den Herrn von Eckstädt will ich sprechen.

Hofrath. Es thut mir leid, aber mein Bruder hat jezt keine Zeit.

Drachmasius (will sich niedersetzen). So warte ich, bis er Zeit hat.

Jeremias (reißt ihn vom Stuhle auf). Jezt frage ich Ihn zum leztenmale, ob er geht? (hebt den Stock auf).

Drachmasius. Wie? Was? Mir so zu begegnen? Das soll Ihm theuer zu stehn kommen! Das zeig ich an.

Jeremias (indem er ihm nach der Thür hinzeigt). Ey zeig Ers an, Er Winkeldoctor! Sie werden Ihm das Handwerk bald legen!

Drachmasius. Mir? Einem von der weltberühmten Universität Greifswald promovirten Doctor Medizinä?

Jeremias. Marsch, Giftmischer! (ab mit ihm).

Reinhard. Der wär expedirt! Jezt, Johann, mach deine Sachen gescheut.

Johann. Sorgen Sie nicht! Ich kenne meine Leute!

Hofrath. Bey meinem Bruder habe ich Ihn empfohlen. Ich habe ihm so viel Wunderdinge von Ihm vorgesagt, daß ers kaum erwarten kann, Ihn zu sehen.

Johann. Ich werde mir alle Mühe geben, Ihro Gnaden nicht Lügen zu strafen.

Reichard. Auf Wiedersehn, Herr Hofrath!

Hofrath. Nun? Bleiben Sie nicht da?

Reinhard. Ich habe Mariannen heute noch nicht gesehen (ab).

Hofrath. Ja so! Dagegen ist nichts einzuwenden!

Sechster Auftritt.

Der Hofrath, Johann, Eckstädt und Trichter.

Eckstädt (zu Trichter im Eintreten). Wahrscheinlich ist das Kästchen mit verbrannt, um das Sie so sehr in Verlegenheit sind.

Trichter. Wenn das wäre, so wär ich ruhig; nur möchte ich um alle Schätze Indiens nicht, daß es in unrechte Hände käme.

Eckstädt Ach sieh da, Bruder! — vermuthlich ist das der berühmte Mann, den Du mir aufzuführen versprochen hast?

Hofrath. Ja, er ist erst gestern mit einem meiner Freunde hier angekommen. Mein Freund kann mir nicht genug von ihm sagen: Er hat ihn Wunder thun sehen!

Johann. Kindereyen hat er von mir gesehen! Er war in den vierzehen Tagen, die wir miteinander zubrachten, Augenzeuge von fünf oder sechs und vierzig Kuren, die ich an Schwind- und Lungensüchtigen, auch vom Schlag Gelähmten, und an acht bis neun Rasenden machte, die man an Ketten legen mußte. Das sind ja Krankheiten, die heut zu Tage, wo die Medizin

den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht hat, jedes Kind kuriren kann!

Eckstädt. Das ist ein Mann, Trichter! Was meinen Sie?

Trichter (leise). Ein Windsack ists! (für sich) Er scheint von der Zunft zu seyn.

Johann. Sie müssen wissen, daß ich in gerader Linie von dem berühmten Saint Germain abstamme, der seiner eigenen Rechnung nach über zwey tausend Jahre alt war, und sein Leben gewiß noch viel höher würde gebracht haben, wenn er nicht unglücklicherweise vom Schlage wäre getroffen worden.

Eckstädt. Ueber zwey tausend Jahre!

Johann. Ueber zwey tausend Jahre! Von ihm habe ich die Kunst erlernt, das wahre aurum potabile zu verfertigen. Ausser mir besizt niemand das ächte arcanum. Die Kraft dieses Laudanums ist bewunderungswürdig. So wie Sie mich hier sehen, bin ich im vorigen Monate zwey hundert und dreyssig Jahre alt geworden.

Eckstädt. Zwey hundert und dreyssig Jahre!

Johann. Für einen Mann, der meine Geheimnisse besizt, ein wahres Knabenalter! (zum

Hofrath) Was Ihnen Ihr Freund von mir gesagt hat, sind wahre Kindereyen; Er hätte die Kuren sehen sollen, die ich in Siam, in Eupoldau, in der Tartarey, in Traßkirchen und in China gemacht habe!

Eckstädt. Wie? Sie waren sogar in China?

Johann. Freylich! O, ich bin wohl noch weiter gekommen! Ich war sogar in Konstantinopel.

Trichter (lachend). Sogar in Konstantinopel? Und Konstantinopel liegt uns ja viel näher, als China!

Johann. Nach dem man den Weg nimmt! Wenn Sie von hier gerade hinreisen, ists freylich näher; gehen Sie aber über Mexiko, wie ich, dann machts einen gewaltigen Unterschied. Das ist ein Umweg von mehr als zehn tausend Meilen?

Trichter (lachend). Immer besser! Ein Umweg von mehr als zehn tausend Meilen; und unsere ganze Erde hat nicht so viel im Umkreise.

Johann. Nach dem man den Weg nimmt; Ueberdem rede ich von chinesischen Meilen.

Eckstädt. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Sind Sie promovirter Doctor?

Johann (stellt sich bitter und böse). Ich? Promovirter Doctor? Ich? Wofür halten Sie mich, mein Herr? Nein; ein Mann von meinen Talenten und Kenntnissen promovirt sich selbst! Ich brauche keinen Gradum, von keiner der sieben Fakultäten in Europa.

Trichter (lachend). Der sieben Fakultäten? Und es giebt ihrer nur vier.

Johann (wie oben). In Europa, mein Herr! Aber die Europäer sind auch in diesem Stück, wie in so vielen andern, weit hinter den Chinesern zurück! in China, mein Herr, giebt es ihrer sieben: Die medizinische, die theologische, die juristische, die philosophische, die hidropholische, die calocutische und die hieroglyphische! Das muß ich besser wissen! (Er geht herum und macht sich Wind mit dem Tuche).

Trichter (für sich). Nun der Kerl ist noch unverschämter, als ich.

Johann (wie oben). Ich! promovirter Arzt! Diese Sottise hat mir doch noch niemand gesagt!

Hofrath. Sie müssen das meinem Bruder nicht so übel deuten. Er hat es gar nicht gesagt, um Sie zu beleidigen!

Eckstädt. Nein! Gewiß und wahrhaftig nicht!

Johann. Nun, wenn das ist, so bin ich schon wieder gut! Also jezt wollen wir doch den Pazienten ein wenig untersuchen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen und Marie.

Eckstädt. Was will Sie?

Marie. Ich wollte doch den grossen Wundersmann auch sehen!

Eckstädt (zu Johann). Sie gehört zum Hause, vor ihr brauchen wir uns keinen Zwang anzuthun — Hat man Ihnen schon gesagt, an welcher Krankheit ich leide?

Johann. Nein, mein Herr! Mir braucht man so etwas nicht zu sagen. Ich sehe meinen Kranken ihr Uebel gleich auf den ersten Blick an. —

Eckstädt. Also mir auch?

Johann. Ihnen auch.

Eckstädt. Das sollte mich doch wundern: denn alle Leute behaupten, mein Aussehen strafe meine Krankheit Lügen.

Johann. Da irren alle Leute! Ich lasse mich durch kein Aussehen blenden! Diese frische, rothe, gesunde Farbe, zum Beyspiel, die ich da auf Ihrem Gesicht erblicke, verräth mir, daß Sie an der Gelbsucht leiden.

Marie. Er hats wahrhaftig errathen!

Hofrath. Das ist unbegreiflich!

Eckstädt. Aber alle Leute behaupten: wenn man die Gelbsucht hat, so sieht man nie roth, sondern gelb aus.

Johann. So sind alle Leute Ignoranten.

Eckstädt. Erklären Sie mir doch das ein wenig.

Johann. Recht gern! (Er stellt sich in Positur).

Trichter (für sich). Ich bin doch begierig, wie er sich da herausziehen wird.

Johann (im Pedantenton). Unsere Alten haben nur zwey Gattungen von Galle gekannt: die gelbe und die graue.

Trichter. Die graue? Von einer grauen habe ich doch in meinem Leben nichts gehört! Wohl aber von einer schwarzen.

Johann. Nun meinetwegen auch die schwarze. Daß ich sagte die graue, das kommt daher,

weil im Chinesischen grau so viel heißt, als schwarz.

Eckstädt. Also weiter.

Johann. Nun müssen Sie wissen, daß ein gelehrter Irokese, den ich in Japan kennen lernte, mit Hülfe des Mie — Mier — Microcopso —

Trichter (lachend). Microscops, wollen Sie sagen!

Johann. Ganz recht! Der verdammte chinesische Accent, den ich mir während meines langen Aufenthalts in Monomotapa angewöhnt habe, macht, daß ich gewisse europäische Worte gar nicht oder nur sehr schwer aussprechen kann. Mit Hülfe eines solchen Fernrohrs also hat mein gelehrter Irokese entdeckt, daß es noch eine dritte Gattung von Galle giebt, und das ist die rothe Galle.

Marie. Eine herrliche Entdeckung!

Hofrath. In der That so neu, als interessant.

Johann. Und diese rothe Galle, wenn sie austritt, nennt man in Chinesischen Ma — co — ca — co — king — cong — cong, oder auf teutsch rothe Galle, oder wenn Sie lieber wollen, und eigentlicher zu sagen: Gallenrothsucht.

Eckstädt. Jezt begreiffe ichs! Ich habe also eigentlich nicht die Gelbsucht, sondern die Gallenrothsucht!

Johann. Ihro Gnaden haben einen durchdringenden Verstand! Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Indessen nennt man im Teutschen gewöhnlich jede Ergiessung der Galle, es mag nun die gelbe, die schwarze, oder die rothe seyn, Gelbsucht.

Marie (zu Eckstädt). Das ist wahr, der Mann kennt Ihre Krankheit aus dem Grunde.

Eckstädt. Und wie er alles so schön zu erklären weiß; beynahe noch gründlicher, als Trichter.

Hofrath. Ich könnte ihm Tage lang zuhören!

Trichter (für sich). Dahinter muß etwas stecken.

Eckstädt. Also, mein Herr, getrauen Sie sich, mich vollkommen wieder herzustellen?

Johann. Ein Charlatan würde Ihnen diese Frage auf der Stelle mit Ja beantworten: aber ich bin aufrichtig, ich sage Ihnen also gerade heraus, daß Ihr Uebel äusserst gefährlich ist,

kurz, daß Sie durchaus und schlechterdings incurabel sind.

Eckstädt (die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend). Daß sich der Himmel erbarme! Ich gebe Ihnen hundert Dukaten, wenn Sie mich kuriren! (wehmüthig zu den Uebrigen). Nun seht Ihrs? Ihr habt mirs immer nicht glauben wollen, daß ich so krank bin!

Johann. Fassen Sie sich! Wenn ich sage, incurabel, so verstehet sich das für jeden Andern, als für mich! Für mich, müssen Sie wissen, ist keine Krankheit incurabel, mir muß jede weichen!

Hofrath. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meines armen Bruders an!

Marie. O, ich bitte auch! Er ist ein gar zu guter, lieber Herr!

Johann. In der That, das Glück hat mich wirklich zu Ihrem Besten hieher geführt; ohne mich wären Sie in sechs und dreyssig Stunden ganz unfehlbar ein todter Mann.

Eckstädt. In sechs und dreyssig Stunden!

Johann. Wie ich Ihnen sage! aber ich habe ein Mittel, sie binnen wenigen Stunden frisch und gesund zu machen.

Eckstädt.

Eckstädt. Wirklich? (freudig) O ich bitte, fangen Sie die Kur an.

Johann. Ja, ich muß erst wissen, ob Sie gehörig präparirt sind. Vor allen Dingen ists nothwendig, daß ich untersuche, was man Sie bisher für Medikamente hat nehmen lassen.

Eckstädt. Das wird Ihnen der Herr da (auf Trichter zeigend) am besten sagen können.

Johann. O ich brauche diesen Herrn nicht. (Nach Eckstädts Puls greiffend) Dieser gute Freund hier wird mir alles haarklein erzählen.

Hofrath. Wie? Sie können im Pulse eines Patienten finden, was er für Arzneyen genommen hat?

Johann. Das, und noch viel mehr! Ich kann sogar darin finden, was für Zufällen der Kranke durch sein ganzes Leben ausgesezt war.

Hofrath. Das ist erstaunlich!

Eckstädt. Unbegreiflich.

Marie. Ganz unerhört!

Johann. Ja, meine Kinder! die Chineser sind keine Narren, (Er spielt mit dem Finger auf Eckstädts Arm herum).

Eckstädt. Aber was machen Sie denn da? Ists doch gerade, als ob Sie Klavier auf mir spielten?

Johann. Das ist die chinesische Art, den Puls zu fühlen! Aha! hier fühle ich Rhabarbaressenz!

Eckstädt. Das ist wahr, die habe ich genommen!

Johann. Das war recht gut! Was haben wir denn da? Richtig! Ein Antispasmodicum!

Marie. Das ist ja ein ausserordentlicher Mann!

Hofrath. Hat er wirklich welches genommen?

Eckstädt. Wirklich, Bruder.

Trichter (welcher ihn immer beobachtet hat, für sich). Der Kerl ist ein Spitzbube!

Johann (immer wie oben). Da haben wir ja auch ein Dekokt in Sennisblättern!

Eckstädt. Unbegreiflich! Und das sagt Ihnen alles mein Puls?

Johann. Alles! (wie oben) Jezt komme ich auf China in Tokayer.

Eckstädt. Ja, ja! China in Tokayer!

Johann (wie oben). Nun, die Kleinigkeiten von Syrup capilaire, arcanum duplicatum, Hirschhorn und dergleichen wollen wir weiter nicht in Betrachtung ziehen. (Er läßt seinen Arm fahren). Also dieser Herr hier hat Sie bisher behandelt?

Eckstädt. Finden Sie das auch in meinem Pulse? Das ist erschrecklich!

Johann. Ich muß Ihnen sagen, daß er Sie vollkommen gut behandelt hat. Er ist ein geschickter Mann, das Zeugniß muß ich Ihnen geben: aber ohne mich hätten Sie noch müssen ins Gras beissen.— Präparirt wären Sie also zu meiner Kur. Wenn Sie wollen, so können wir auf der Stelle den Anfang machen.

Trichter (halb leise zu Eckstädt). Ich bitte Sie, auf Ihrer Hut zu seyn.

Johann (für sich). Warte, Bursche! Dich muß ich mir vom Halse schaffen!— Ich werde also anfangen zu verordnen. Aber unser einer hat so seine Geheimnisse, die man nicht gern wissen läßt; besonders Leuten vom Metiere. Ich bitte also, sagen Sie diesem Herrn, daß er sich ein wenig entfernt.

Trichter. O ich bitte recht sehr! Ich gehe schon ungeheissen! (für sich im Abgehen) Dem muß ich nachschicken, wenn er geht; ich muß wissen, wer er ist (ab).

Achter Auftritt.

Eckstädt, Hofrath Eckstädt, Johann und Marie, zu ihnen Reinhard und Marianne.

Eckstädt. Also jezt sind wir ungestört.

Johann. Aber wer kommt denn da wieder?

Eckstädt. Meine Tochter und mein künftiger Schwiegersohn.

Johann. Also von der Familie? Da hats nichts zu bedeuten.

Marianne. Verzeihen Sie, lieber Papa, aber ich und mein Reinhard konnten der Neugierde unmöglich länger widerstehen, den grossen Mann zu sehen.

Eckstädt. Ja da hast Du wohl recht, meine Tochter, das ist wirklich ein grosser Mann!

Johann (mit einem Bückling). O ich bitte recht sehr!

Reinhard. Das sieht man schon aus seiner Bescheidenheit!

Eckstädt. Kannst Du Dir vorstellen: Er kommt geradezu aus China.

Marianne. Aus China! Das muß ein ganz sonderbares Land seyn, das China!

Johann. Das ist es auch!

Marianne. Und die sonderbare Sprache, die die Leute haben; ich habe einmal auf einer Theebüchse chinesische Schrift gesehen: die Buchstaben sehen gar nicht aus wie andere Buchstaben.

Johann. Freylich nicht! Ich habe fünf und zwanzig Jahre damit zugebracht, ehe ich nur das Alphabet kennen lernte, und als ich nach China kam, fand ich Kinder von vier Jahren, die vollkommen fertig chinesisch sprachen.

Marianne. Das ist doch ausserordentlich!

Johann. Wie ich Ihro Gnaden sage: die gemeinsten Leute auf der Strasse sprechen dorten Chinesisch. Es giebt sogar Menschen dort, die es lesen und schreiben — aber jezt, daß wir nichts versäumen. Ich bitte, treten Sie mit Ihrem Herrn Bräutigam ein wenig zurück, damit ich meine Gedanken sammeln kann. Die gering-

ste Zerstreuung von mir könnte Ihrem Herrn Vater das Leben kosten.

Marianne (nimmt Reinhard beym Arm). Kommen Sie, Reinhard, so wollen wir uns recht weit wegsetzen! (sie setzen sich auf die Seite und reden heimlich).

Johann. Vor allen Dingen also verbiete ich Ihnen von nun an alles Essen und Trinken. Der kleinste Bissen, der geringste Tropfen wäre Ihnen Gift.

Eckstädt. O ich werde mich wohl hüten!

Johann. Die Medicamente, die ich Ihnen verordne werden Ihnen hinlängliche Nahrung geben!

Eckstädt. Wenn es seyn kann, so geben Sie mir nur nichts, das eckelhaft schmeckt.

Johann. Seyn Sie ausser Sorgen! Das ist aber die Hauptforce der Chineser, daß sie ihre Arzneyen so zu verkleiden wissen, daß sie ganz und gar nicht wie Arzneyen schmecken.

Eckstädt. Nicht wie Arzneyen? Und wie schmecken sie denn?

Johann. Wie der Kranke will, daß sie schmecken sollen. Lieben Sie zum Beyspiel Fleischbrühe?

Eckstädt. O ja!

Johann. Nun so gebe ich Ihnen ein Dekokt, das gerade so schmecken soll, wie Fleischbrühe. Und welchen Wein trinken Sie am liebsten?

Eckstädt. Ach du mein Himmel! Ich armer kranker Mann darf ja jezt keinen trinken.

Johann. Ey, ich meine, welchen Wein Sie am liebsten trinken, wenn Sie vollkommen gesund sind?

Eckstädt. Ein Gläschen guten alten Rheinwein.

Johann. Nun gut: so bereite ich Ihnen ein Getränke, das gerade so schmecken soll, wie ein Hochheimer von Anno sechs und zwanzig. Sie sollen schwören, Sie trinken Rheinwein!

Eckstädt. Ey, das ist ja eine charmante Art zu mediciniren!

Johann. Das glaub ich! So etwas lernt man auch nur in China! Jezt kommen Sie her, Jungfer. Ich will Ihnen meine Species sagen: Accipe— Ja so! Sie verstehen wohl weder Lateinisch, noch Chinesisch?

Marie. Leider nichts, als teutsch!

Johann. Nun! so muß ich mich wohl herablassen, teutsch zu verordnen. Nehmen Sie

also vier und sechzig Unzen gutes Schöpsenfleisch —

Eckstädt. Schöpsenfleisch?

Johann. Ja, mein Herr! der Schöps ist ein gutmüthiges Thier: Sein Fleisch ist also gegen die Aufwallungen der Galle sehr heilsam.

Marie. Also vier und sechzig Unzen gutes Schöpsenfleisch?

Johann. Dann sechs und neunzig Unzen vom besten Kalbfleische.

Eckstädt. Auch Kalbfleisch?

Johann. Ja, mein Herr! Das Kalbfleisch ist das gesündeste und heilsamste Fleisch, weil das Kalb ganz reine und unverdorbene Säfte hat.

Marie. Gut! sechs und neunzig Unzen vom besten Kalbfleische.

Johann. Eben so viel Rindfleisch.

Eckstädt. Wie?

Johann. Ja, ja! der Ochs ist ein starkes Thier, sein Fleisch oder vielmehr der Saft seines Fleisches, giebt den Kranken Kräfte, die Kur zu überstehen.

Marie. Sechs und neunzig Unzen Rindfleisch.

Johann. Dann einige gute steyerische Kapaunen und alte Hühner.

Eckstädt. Gar auch Kapaunen?

Johann. Ja, mein Herr! der Kapaun ist ein Thier, das der Natur der Sache nach schlechterdings keiner Leidenschaft unterworfen ist. Sein Fleisch also, oder vielmehr der Saft seines Fleisches ist dem Patienten, dem jede Aufwallung der Leidenschaft schädlich, wohl auch tödtlich seyn könnte, vorzüglich heilsam (zu Marie). Lassen Sie das alles zusammen wohl sieden, schütten Sie einige Eßlöffel voll gemeines Küchensalz hinein, wenn Sie wollen, können Sie auch sechzehn bis zwanzig Unzen frisches Rindsmark dazu nehmen. Dann gebe ich Ihnen einige chinesische Kräuter und Wurzel dazu, die ich mitgebracht habe, die ungefähr so aussehen und schmecken, wie unser Blumenkohl, unsre gelben Rüben, unsre Champignons, Pinoli und Pistazien, und wir haben ein Medicament —

Eckstädt. Aber, mein Herr, Sie verordnen mir ja da eine förmliche Potage?

Johann. Sagte ichs Ihnen nicht? Das ist chinesische Apotheke. Sie werden glauben, Sie essen Potage und im Grunde ists nichts, als eine in

Potage verkleidete Medicin. Aber Sie müssen auch das wunderthätige Pulver dabey in Anschlag bringen, das ich hinein thue; das thut das meiste bey der Sache. Gehen Sie, gehen Sie! Ich assecurire Ihr Leben.

Eckstädt. Nun, auf diese Medicin bin ich doch wirklich begierig!

Johann. Jezt lassen Sie mir Zeit, daß ich das Kordial für Sie bereiten kann. Also wie Rheinwein soll es schmecken?

Eckstädt. Ja, wenns Ihnen einerley ist?

Johann. Mir macht das keinen Unterschied. Hätten Sie gesagt, wie Tokayer, so hätte ich Ihnen einen Trank gebracht, den Sie für den besten Tokayer hätten trinken sollen— Noch eins! Um Ihnen allen Scrupel zu benehmen, so erbiete ich mich Ihnen beym Einnehmen Gesellschaft zu leisten, und in Ihrer Gegenwart eine hinlängliche Portion von der Medicin, die ich Ihnen verordnet habe, zu mir zu nehmen.

Hofrath. Nun, mehr kann ein billiger Arzt wohl nicht thun!

Marie. Das ist wahr, dieser Herr ist die Billigkeit selbst!

Johann. Jezt gehen Sie, und legen Sie sich ein wenig nieder. Ruhe ist Ihnen nothwendig, um Sie zu meiner Medicin zu präpariren.

Hofrath. Komm, Bruder, ich will dich zu Bette bringen. (Er führt Eckstädt ab).

Johann (ihm nachruffend). Und legen Sie sich hübsch auf die rechte Seite! — Doch wenn Sie wollen, so können Sie sich auch auf die linke legen!

Neunter Auftritt.

Reinhard, Marianne, Johann und Marie.

Marianne. Nun, dem Himmel sey Dank! Das geht ja nach Wunsch?

Johann. Nicht wahr, ich bin ein Doctor? Es ist doch alles in Bereitschaft?

Marie. Es steht alles beym Feuer und kocht über und über; der Herr Hofrath hat vorher alles hergeschickt.

Johann. Desto besser! — Wenn wir nur den verwünschten Trichter los wären! Der ist mir ein Dorn im Auge. Ich sahe es ihm an, daß ich ihm verdächtig vorkam.

Marie. Ach, der soll uns nicht viel zu schaffen machen, den hab ich im Sacke.

Reinhard. Wie so?

Marie. Sie erinnern sich doch, was es vor einigen Tagen für einen Lärm hier im Hause gab, als der Brilliantring des Fräuleins auf einmal weg war?

Marianne. Nun!

Marie. Vorhin fiel mir bey der Konfusion des Feuers ein Kästchen in die Hand, das der saubere Trichter in seinem Bette versteckt hatte. Ich mache es auf, und was finde ich darinn?

Marianne. Etwa meinen Ring?

Marie. Einige Nachschlüssel, Dietrich und Ihren Ring.

Reinhard. Der Hofrath hatte also doch recht!

Marie. Ich glaube am besten ists, wenn ichs bey der Polizey anzeige?

Reinhard. Das thun Sie nicht. Der Bube entgeht seiner Strafe doch nicht! Aber Angst machen kann Sie ihm, wenn er sich etwa mausig machen sollte. Das ist die beste Art, ihn ohne Aufsehen aus dem Hause los zu werden.

Johann. Der Zufall könnte nicht erwünschter kommen! Jezt machen Ihro Gnaden nur, daß der Hofrath drey oder vier Flaschen von seinem alten Rheinwein herüber schickt. Ich muß ja mein Kordiale präpariren.

Reinhard. Kommen Sie, Marianne. Wir wollen ihn aufsuchen (im abgehen). Johann, wenn Du Wort hältst, so bekommst Du das Versprochene doppelt (ab mit Marianne. Marie folgt ihnen).

Johann. Sorgen Sie nicht, heute Abends ist Verlobung, wo nicht gar Hochzeit! (allein) Ich bin ein kurioser Doctor, ich! Ich kurire meinem Herrn eine Frau an den Hals! Je nun, das geht leichter, als sie ihm vom Halse kuriren. Wenn er etwa das in einigen Monaten von mir verlangen sollte, so würde ich in keiner kleinen Verlegenheit seyn.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Eckstädt und Trichter.

Trichter. Ich sage Ihnen aber, daß Sie dieser Mensch noch vergiften wird!

Eckstädt. Und ich sage Ihnen, daß mir seine Medicin vortreflich anschlägt.

Trichter. Gift! pures Gift!

Eckstädt. Wenns Gift ist, so stirbt er auch daran, denn er nimmt mit mir zugleich ein, und ich versichere Sie, daß er zwey und dreymal mehr davon nimmt, als ich.

Trichter. Wenn ich nur sein Recept sehen könnte.

Eckstädt. Darum dürfen Sie ja nur die Haushälterin fragen.

Trichter. Das hab ich schon gethan, aber Sie sagt mir nichts.

Eckstädt. So hat er ihrs vermuthlich verboten. Er hat Recht, daß er seine Arcana nicht will bekannt werden lassen.

Trichter. Darum ists ihm nicht sowohl, als weil er sich vor mir fürchtet. Er glaubt, ich komme ihm auf die Schliche.

Eckstädt. Ich sage Ihnen, der Mensch hat niemanden zu fürchten. Er ist einzig in seiner Kunst. Sie sollten nur das Cordial kosten, das er mir bereitet hat; es lief mir wie Feuer durch alle Adern, als ich drey oder vier Spitzgläser davon getrunken hatte, und schmeckt wie der beste alte Rheinwein.

Trichter. Es ist vermuthlich welcher.

Eckstädt. Ey ja doch! Das weiß ich besser! Daß ihr Adepten einander auch keinen Funken Ehre lassen wollt! Ich sage es Ihnen aufrichtig, ich fange beynahe an zu glauben, daß der gewisse Drachmasius, von dem ich Ihnen heute sagte, auch nicht der Stümper ist, für den Sie ihn ausgeben!

Trichter. Wie so, nicht der Stümper?

Eckstädt.. Nun, eben aus der Ursache, weil Sie ihn bey mir in Mißkredit setzen wollen. Ich habe schon Befehl gegeben, ihn nicht vorzulassen, wenn er wieder kommt. Jezt reuet michs aber wieder. Er hat gewiß auch seine Meriten, und geschickte Leute muß man sich nicht zu Feinde machen. Man weiß nicht, wozu man sie braucht.

Trichter. Ey, meinetwegen lassen Sie ihn kommen. Ich kenne ihn blos dem Rufe nach; nicht einmal von Person.

Eckstädt. Nun sehen Sie! Muß man denn alles glauben, was die Leute sagen?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Drachmasius.

Eckstädt. Ach just recht! Ich sprach eben von Ihnen mit Herrn Trichter.

Drachmasius (welcher furchtsam eintritt und sich immer nach der Thür umsieht! Sie sehen — (hustet) — daß ich Wort halte — (hustet — für sich) Wenn mich nur nicht der verdammte Hausknecht gesehen hat!

Eckstädt. Was sehen Sie sich denn immer so nach der Thüre um?

Drachmasius (hustend). Verzeihen Sie! Ich habe einen gewaltigen Husten.

Eckstädt. Aha! und da fürchten Sie vermuthlich den Luftzug? Warten Sie! da kann ich helfen! (Er geht langsam und macht die Thüre sorgfältig zu).

Trichter (für sich, indem er Drachmasius aufmerksam betrachtet). Den Menschen soll ich schon gesehen haben! Aber damals führte er einen andern Namen! (laut) Ihr Diener, mein Herr!

Drachmasius. Ihr Diener! (für sich) Das Gesicht ist mir bekannt, aber Trichter heißt er nicht.

Trichter (nachdem er ihn noch aufmerksamer besehen hat, für sich). Er ists richtig. Warte! Dir will ich die Maske abziehen!

Drachmasius (der ihn auch genauer besehen hat, für sich). Ich irre mich nicht! Gut, gut! Wir wollen den Patron doch ein wenig kenntlich machen, der muß mir das Feld räumen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Johann.

Johann (noch im Hintergrunde zu Eckstädt). Man wird Ihnen sogleich noch zwey Phiolen Kordial bringen. — Aber was ist das? Ich glaube, Sie lassen ohne mich ein Konsilium halten?

Eckstädt. O bewahre! Nichts weniger! Sie werden sehen, daß ich ihr Kordial einnehme, so wie es kommt; Ich befinde mich gar zu gut dabey.

Johann. Aber die beiden Herren da scheinen doch gegen mich im Einverständniß zu seyn?

Eckstädt. Glauben Sie das nicht! Diese beiden Herren kennen einander kaum.

Trichter. Es ist wahr, daß ich diesen Herrn nicht unter dem Namen Drachmasius, sondern unter dem Namen Isländer kenne: So hieß er, als ihm vor einigen Jahren von der Polizey die Praxis untersagt wurde.

Drachmasius. Und Sie wurden, wenn ich nicht irre, vor zehen Monaten unter dem Namen Rauchberg aus Baiern verwiesen, weil Sie mit Ihrem Elixier so erschreckliche Verwüstungen anrichteten.

Trichter. Doch lange nicht so viele, als Sie mit Ihrem schwarzen Pulver.

Johann (mit Schadenfreude). Ey, meine Herren! Stellen Sie doch einander nicht so blos! Was ists denn auch am Ende, wenn Sie beide eine und die andere unglückliche Kur gemacht haben; unser Metier bringt das einmal so mit sich! Versuche müssen wir Alle anstellen; freylich wehe denen, auf deren Kosten wir sie anstellen. Desto besser nachher für die, die uns unter die Hände kommen, wenn wirs auf diese Art zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht haben. Zudem hat unsere Kunst das Gute, daß unsere Fehler mit unsern Kranken begraben werden: Decken wir sie also nicht muthwillig auf? Das ist nicht christlich!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ein Bedienter, (welcher ein paar Karaffinen trägt, Johann, welcher ihm die eine abnimmt).

Johann. Ah, da ist ja das Kordial! Da (zu Eckstädt) nehmen Sie geschwind diese da, aber nach Vorschrift. Sie müssen sich dazu auf dem Sopha ausstrecken, damit es ruhig zirkuliren kann.

Trichter (dem der Bediente etwas ins Ohr gesagt hat, für sich). Aha! wieder zurück? Nun werde ich doch wohl erfahren, wer (auf Johann zeigend) der Patron da ist? (ab, der Bediente folgt ihm).

Drachmasius (nimmt dem Bedienten die andere Karaffine ab und liest die Aufschrift): Decoctum cordiale Rubino - diamanticum. Der Guckuck noch einmal, das ist ja ein ganz sonderbarer Name! (er will sie öffnen).

Johann (nimmt sie ihm aus der Hand). So haben wir nicht gewettet; was gehen Sie denn anderer Leute Geheimnisse an? Das ist ein Trank aus lauter Rubinen und Diamanten bereitet. Machen Sie mir das einmal nach (zu Eckstädt).

Wissen Sie was? Sie können diese da diesen Nachmittag auch noch nehmen; aber nur auf dem Sopha recht dazu ausgestreckt, hören Sie? Und wenns auch nur einige Minuten lang ist!

Eckstädt. Ja, ja! Ich will gleich darüber her! Also auf Wiedersehen, (mit beiden Karaffinen ab).

Drachmasius (für sich). Was? Erst bestellt man mich, und dann läßt man mich da stehen? Ich gehe keinen Schritt von der Stelle! (er sezt sich).

Fünfter Auftritt.

Drachmasius und Johann.

Johann (für sich). Nun, der scheint keine Lust zum Fortgehen zu haben! Wenn doch Jeremias käme.

Drachmasius (für sich). Ich muß sehen, ob ich den auf meine Seite bringen kann. Wenn nur nicht etwa der verwünschte Hausknecht wieder kommt. — Ein anderer an meiner Stelle wäre freylich mit keinem Fuß mehr in dieses Haus gekommen: aber was thut man nicht ums Geld? Der Herr vom Hause ist für Leute meines Gleichen ein gar zu guter Vogel zum Rupfen, und um eines solchen Kunden willen sieht man schon über eine Kleinigkeit von einigen Dutzend Stockprügeln großmüthig hinweg.

Johann (für sich). Der hält ja Monologen, wie ein Held in einem Trauerspiel in Versen!

Drachmasius (indem er aufstehet, und sich Johann nähert). Mein Herr, ich weiß, daß Sie ein ganz ausserordentlicher Mann sind.

Johann (nimmt eine Prise). Da wissen Sie eben nichts neues, mein Herr!

Drachmasius. Der Herr vom Hause scheint ein ganz unumschränktes Vertrauen zu Ihnen zu haben.

Johann. Daran thut er gar nicht unrecht.

Drachmasius. Ich bitte Sie, nehmen Sie mich bey dieser Kur in Kompagnie.

Johann. Ich bitte um Verzeihung! Für dießmal muß ich die Kur allein vollenden. Ein andermal überlasse ich Ihnen den Herrn von Eckstädt ganz.

Drachmasius. Es würde Sie aber gewiß nicht gereuen, wenn Sie sich mit mir verbinden.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Marie.

Marie (zu Drachmasius). Wie? Sie sind noch hier?

Drachmasius (erschrocken). Nun ja! und warum denn?

Marie. Um alles in der Welt, machen Sie, daß Sie fortkommen!

Drachmasius. Warum denn das?

Marie. Retten Sie sich, sage ich!

Drachmasius. Aber weswegen denn?

Marie. Der Herr hat erfahren, daß unser Hausknecht und der Bediente sich an Ihnen vergriffen haben. Deswegen hat er beiden den Dienst aufgesagt, und beide sind darüber so erbittert, daß sie sich verschworen haben, Ihnen Arm und Bein entzwey zu schlagen, wo sie Sie erwischen.

Drachmasius. Um des Himmels willen! Ich bin verloren.

Marie. Machen Sie sich aus dem Staube. Jezt kommen Sie vielleicht noch mit heiler Haut

Haut davon; denn der Hausknecht ist oben auf den Boden gegangen. Er wird aber gleich wieder herunter kommen.

Drachmasius. Und der Bediente?

Marie. Ist drüben beym Herrn, wird aber auch nicht lange bleiben.

Drachmasius. So will ich geschwind den Vortheil in acht nehmen! (eilt ab).

Marie. Ha, ha, ha! Der wäre glücklich expedirt! (Trichter tritt ein).

Johann. Da kommt der Andere.

Marie. Den wollen wir auch bald fortbringen!

Siebenter Auftritt.

Marie, Johann und Trichter.

Trichter. Aha! Herr Gauner! treffen wir einander hier?

Johann. Was soll das heissen?

Trichter (wirft sich in die Brust). Das soll heissen, daß ich Ihm vorhin nachgeschickt habe,

und ihm auf die Spur gekommen bin, wer Er eigentlich ist?

Johann. Sage Er mir doch, wer ist denn sein Er?

Trichter. Wenn ich wüßte, was auf chinesisch ein verkleideter Bedienter heißt, so wollt ich Ihm sagen, wer mein Er ist.

Johann. Ein verkleideter Bedienter? Ich glaube, Er ist nicht klug?

Trichter. Klüger, als er denkt! So klug, daß ich auf der Stelle zu Herrn von Eckstädt gehen und ihm das ganze Geheimniß entdecken werde. (er will gehen).

Marie. Bst, bst! Auf ein Wort!

Trichter. Was giebts?

Marie. Haben Sie nicht heute ein gewisses Kästchen vermißt, an welchem Ihnen ausserordentlich viel liegt?

Trichter (ganz kleinlaut). Ja, ja; und dieses Kästchen?

Marie. Nun gehen Sie nur erst hinüber zum Herrn; Sie werden schon noch erfahren, was mit diesem Kästchen geschehen ist.

Trichter. O! ich bitte, sagen Sie mirs?

Marie. Je nun, die Wahrheit zu sagen: Sie werden finden, es ist in unrechte Hände gerathen, obgleich andere Leute behaupten, es sey in den besten Händen von der Welt.

Trichter. In welchen denn? (äusserst ängstlich).

Marie. Der Bediente, der es fand, brachte es dem Fräulein. Das Fräulein fand einen gewissen Ring darin —

Trichter (für sich). Ich bin verrathen!

Marie (lachend). Aber was ist Ihnen denn? Sie sind ja auf einmal so ängstlich.

Trichter. Nun? Nur weiter?

Marie. Nun ist es zwar eigentlich so etwas Besonders nicht, wenn ein Ring in einem Kästchen liegt; das Fräulein muß aber doch etwas Besonders darin gefunden haben, denn Sie zeigte vorhin dieses Kästchen mit dem Ringe dem Herrn von Reinhard —

Trichter. Und Herr von Reinhard? —

Marie. Muß auch etwas Besonders darin gefunden haben; denn er schickte auf der Stelle nach der Polizey —

Trichter. Nach der Polizey?

Marie. Ja, nach der Polizey!

Trichter (herumtrippelnd). Und ist der Bediente lang fort?

Marie. So, daß Sie gerade noch zur Hinterthür hinaus kommen können, im Fall Sie —

Trichter (dreht sich gähling um, und springt zur Thüre hinaus).

Marie. Ha, ha, ha! Der kommt auch nicht wieder!

Achter Auftritt.

Marie, Johann, der Hofrath, Marianne und Reinhard.

Der Hofrath. Was ficht den Trichter an? Der hätte uns alle drey beynahe über den Haufen gerennt!

Marie. Ha, ha, ha! Er läuft vor der Polizey.

Johann. Unsrer Charlatans wären wir also los!

Hofrath. Und mein Bruder?

Johann. Befindet sich auf sein Dekokt von Rind-Kalb- und Schöpsenfleisch und Kapaunen vortreflich.

Marianne. Ists möglich?

Johann. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein! Das Uebrige erwarte ich von des Herrn Hofraths altem Rheinwein, von welchem er eben über der zweyten Flasche ist.

Reinhard. Davon verspreche ich mir auch etwas. Er ist nüchtern so leichtglaubig: Was wird er erst seyn, wenn er einen kleinen Rausch hat?

Hofrath. Also frisch ans Werk, wie wirs verabredet haben. Ich habe die beste Hofnung! Auf jeden Fall habe ich alles zur Hochzeit veranstaltet. Ihr werdet noch diesen Abend zusammen gegeben, Kinder, wenn uns der Spaß nicht verdorben wird. Die Familie ist schon drüben im grossen Zimmer beysammen und erwartet den Ausgang.

Johann. Haben Sie die hundert Dukaten in Bereitschaft?

Reinhard. Hier sind sie. Der Herr Hofrath und ich haben sie zusammengeschossen. Sie sind Dein, wenns gut geht.

Johann. So bleiben sie sicher in meinen Händen (steckt sie ein); aber ich glaube, er kommt, verstecken Sie sich indessen. Marie und ich wollen den Anfang machen. (Der Hofrath, Marianne und Reinhard ab durch eine Seitenthüre).

Neunter Auftritt.

Marie, Johann, Eckstädt.

Eckstädt (ein wenig benebelt). Der Guckuck noch einmal! Es lebe die chinesische Apotheke!

Johann. Ja? Finden Sie sie gut?

Eckstädt. Das glaub ich! Ich habe meine rothe Galle angefeuchtet, daß es eine Art hat.

Johann. Nun? Und befinden Sie sich wohl dabey?

Eckstädt. So wohl! So munter! und so leicht: Ich könnte fliegen!

Johann. Das ist mir lieb! — Aber vor allen Dingen danke ich Ihnen für die hundert Dukaten, die Sie mir geschickt haben!

Eckstädt. Ich? Ihnen hundert Dukaten geschickt?

Johann. Es hätte ja nicht sogleich seyn müssen!

Eckstädt. Hundert Dukaten hätte ich Ihnen geschickt?

Marie. Ja, Ihro Gnaden, durch mich haben Sie sie ihm geschickt.

Eckstädt. Bist Du gescheut?

Marie. Würd ichs denn sagen, wenns nicht wahr wäre?

Eckstädt. Davon weiß ich ja kein Wort.

Johann (nimmt sie aus der Tasche). Sehen Sie, da sind sie.

Eckstädt. Das ist sonderbar!

Johann. Ich will Ihnen das Räthsel erklären. Wenn mein Kordial wirkt, wie es wirken soll, so schwächt es anfänglich das Gedächtniß ein wenig, aber nur auf kurze Zeit, um es hernach desto mehr wieder zu stärken. Es wird, so zu sagen, nur auf eine kleine Zeit ausser Aktivität gesezt, damit es sich erholen und neue Kräfte sammeln kann.

Eckstädt. Ist das aber auch wahr?

Johann. Sie sehen es ja aus dem Erfolg! oder wenn Sie mirs nicht glauben wollen, gut, so bezahlen Sie mir die hundert Dukaten noch einmal!

Eckstädt. Ey, gehorsamer Diener! Das nun eben nicht! Aber Marie — ich begreife nicht — Wo hätte ich die Dukaten denn hergenommen?

Ich hatte gar keine in meiner Kasse! lauter Bankozettel und Silbergeld!

Marie. Ja, das weiß ich nicht! Genug Ihro Gnaden haben mir vorhin die Dukaten baar auf den Tisch hingezählt!

Eckstädt. Hm, hm! Das ist ein kuriöses Kordial! Nun meinetwegen! Ich will mir den Kopf nicht weiter darüber zerbrechen, genug daß mir so wohl ist!

Johann. Sehen Sie, das macht alles mein Kordial!

Marie. Es ist überhaupt, als ob alles im Hause besser gieng, seit sie den Gauner, den Trichter fortgejagt haben.

Eckstädt (verwundert). Ich? Ihn fortgejagt?

Marie. Nun ja! Wissen Ihro Gnaden etwa auch das nicht, daß Sie ihm vorhin ganz erschrecklich den Text gelesen haben?

Eckstädt. Ich, ihm den Text gelesen? Je, worüber denn?

Marie. Je nun! Weil er dem Fräulein den Brillantenring gestohlen hat.

Eckstädt. Er ihr den Ring gestohlen?

Marie. Nun freylich! Und wie er sich augenblicklich aus dem Staube machte?

Eckstädt. Je, davon weiß ich ja kein Wort!

Marie. Erlauben Ihro Gnaden einmal! (Indem sie mit der zugemachten Hand, in welcher sie den Ring hat, in seine Westetasche fährt). Wann mir recht ist, so steckten Sie den Ring in diese Tasche. (Sie zieht ihn heraus). Richtig, da ist er.

Eckstädt (besieht den Ring). Gewiß und wahrhaftig! Das ist doch schnackisch!

Johann. Das macht alles mein Kordial.

Lezter Auftritt.

Die Vorigen, der Hofrath, Marianne und Reinhard.

Der Hofrath. Zufolge des Auftrags, lieber Bruder, den Du mir vorhin gabst —

Eckstädt. Was für einen Auftrag, Bruder?

Hofrath (stellt sich verwundert). Was für einen Auftrag?

Eckstädt. Nun ja! Was für einen Auftrag habe ich Dir denn gegeben?

Hofrath. Alle Anstalten zur Trauung zu machen.

Eckstädt. Zu welcher Trauung denn, Bruder?

Hofrath (wie oben). Ich glaube, Herr Bruder, du willst mich foppen?

Eckstädt. He, he, he! (zu Johann) Der weiß noch nichts von dem Effekt Ihres Kordials, sonst würde er nicht so böse werden. Sagen Sie ihms doch!

Johann. Der Herr Hofrath dürfen nicht ungehalten werden. In dem Kordial, das ich dem Herrn Bruder gegeben habe, ist eine gewisse Spe-

cies, die das Gedächtniß auf einige Stunden schwächt. Es ist blos, damit der Kopf leichter wird.

Eckstädt. Hören Sie, mir ists jezt im Gegentheil, als ob er mir immer schwerer würde—

Johann. Desto besser; mein Kordial thut seine gehörige Wirkung. Sie dürfen nur nachher noch eine Portion nehmen, so kommt alles wieder in das vorige Geleiß.

Hofrath. So weißt Du vermuthlich auch nicht mehr, daß Du Deinem Sachwalter vorhin aufgetragen hast, den Ehekontrakt aufzusetzen?

Reinhard. Hier ist er! Wir haben ihn bereits alle unterschrieben.

Eckstädt. Und wer hat euch denn das geheissen?

Hofrath. Wer anders als Du? Sagtest Du denn nicht vorhin, Du müssest noch Deine Medecin nehmen, wir sollten nur indessen unterschreiben?

Eckstädt. Das hab ich wirklich gesagt? (zu Johann) sonderbar!

Johann. Das Kordial!

Eckstädt. Ein kurioses Kordial! Und wie viel habe ich denn meiner Tochter zur Aussteuer ausgesezt?

Hofrath. Zehen tausend Gulden. Siehst Du? Hier stehts.

Eckstädt (sieht den Kontrakt an). Gewiß und wahrhaftig; zehen tausend Gulden.

Hofrath. Also, Bruder, mache der Sache ein Ende! Da ist Feder und Tinte. Schreib Deinen Namen da her.

Eckstädt. Aber was hilfts Dir? Ich vergesse es doch nur wieder!

Hofrath. Das thut nichts! wenn nur Dein Name hier auf dem Papiere stehet.

Eckstädt. He, he, he! Nun meinetwegen! (er schreibt).

Hofrath (zu Reinhard und Marianne). Nun, Kinder, ich gratuliere nochmals herzlich! Ihr werdet also diesen Abend noch ein Paar!

Eckstädt. Diesen Abend noch? Bruder, das geht nicht!

Hofrath. Und warum denn nicht?

Eckstädt. Denke nur, die Familie muß doch davon benachrichtigt werden!

Hofrath. Die Familie? Hast Du sie denn nicht vorhin alle zusammen herbitten lassen?

Eckstädt. Ich habe sie herbitten lassen?

Hofrath. Nun freylich! Sie sind alle, Jung und Alt, drüben im grossen Zimmer.

Eckstädt. Sie sind drüben?

Hofrath. Haben sie Dir denn nicht vorhin ein langes und breites gratulirt?

Eckstädt. Sie haben mir gratulirt? Mir?

Hofrath. Das ist aber auch zum ungeduldig werden.

Eckstädt. He, he, he! Das ist lustig!

Hofrath. Und Du hast bey der Gelegenheit eine so schöne Anrede an das Brautpaar gehalten, daß fast alle für Rührung geweint haben.

Eckstädt. Je, das ist ja ein kurioses Kordial! Das Reden halten ist doch sonst meine Sache nicht!

Johann. Ja, ja, mein Kordial hat unter andern auch die besondere Eigenschaft, daß es Manchen ausserordentlich beredtsam macht.

Eckstädt. Nun, wenn dem allen so ist, so wollen wir also in des Himmels Namen Hochzeit halten. (Marianne und Reinhard küssen ihm die Hand). Aber hören Sie, lieber Reinhard, sagen Sie nur diesem Herrn da, daß er mir nicht etwa von seinem Kordial giebt, wenn ich Ihnen die Aussteuer auszahlen soll: Ich möchte es sonst auch vergessen!

Sulzbach,

gedruckt mit Kommerzienrath Seidelschen Schriften.

Das Recidiv,

ein

Lustspiel in drey Aufzügen.

Frey nach Marivaux

von

J. F. Jünger.

Regensburg, 1803.
bey Montag und Weiß.

Personen.

Baronin Stendall, eine junge Wittwe.

Baron Brandall.

Graf Schmetter.

Magister Olibrius, Vorleser und Bibliothekar der Baronin.

Charlotte, Kammermädchen der Baronin.

Peter, Bedienter des Barons.

Johann, Bedienter der Baronin.

Der Schauplatz ist der Platz vor dem Saale im Garten der Baronin.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Baronin tritt ganz tiefsinnig auf, und bleibt nachdenkend stehen; ihr folgt Charlotte, ohne daß sie sie gewahr wird. Die Baronin seufzt sehr tief; Charlotte thut das Nämliche.

Die Baronin (indem sie sich umsieht). Was ist das? — Ach, bist du's Charlotte?

Charlotte. Ja, gnädige Frau!

Die Baronin. Und was soll das Seufzen?

Charlotte. Das wollte ich eben Ihro Gnaden fragen! Was soll das Seufzen? Wohl wahr! Beym Lachen kommt freylich mehr heraus! — Aber wenn Ihro Gnaden seufzen, so schickt es sich ja für mich nicht, daß ich lache!

Die Baronin (verdrüßlich). Sie ist eine Närrin! (Sie sezt sich nieder.)

Charlotte (für sich). Wenn sie mich Sie nennt, so ist's sehr übles Wetter!

Baronin. Was murmelt Sie da für sich?

Charlotte. Ich überlege mir nur, daß ich doch eine ganz erträgliche Art von Närrin seyn muß, weil mich Ihro Gnaden nun schon fünf Jahre lang um sich gelitten haben. — — Darf ich fragen, was Ihro Gnaden zu befehlen haben?

Baronin. Ich? Habe ich Sie denn gerufen?

Charlotte. Ja wohl!

Baronin. Davon weiß ich kein Wort.

Charlotte. Aber ich wohl.

Baronin. Hm, so befehle ich Ihr, daß Sie wieder geht, und mich allein läßt.

Charlotte. Ey, bewahre! Leute, die einen Kummer auf dem Herzen haben, muß man so wenig, als möglich, allein lassen. Die Einsamkeit nährt nur die Betrübniß!

Baronin. Das ist meine Sorge! Mein Kummer ist mir lieb! Ich gefalle mir in meiner Wehmuth!

Charlotte. Aber mir nicht! Ihro Gnaden werden mich nicht los, Sie mögen machen, was Sie wollen.

Baronin. Was das für eine Art ist! Ich soll nicht einmal allein seyn können, wenn ich will?

Charlotte. Ich habe mirs nun einmal in den Kopf gesezt, Sie von Ihrer Melancholie zu heilen — —

Baronin. Sie hat eine sonderbare Methode! Um mich zu heilen, macht Sie mich böse!

Charlotte. Nun, so schmählen Ihro Gnaden ein wenig! das bringt das Blut hübsch durcheinander, und macht das Herz leichter. Schmählen ist immer besser, als Weinen.

Baronin. Ach! für mich giebts nichts, das mir das Herz erleichtern könnte! Mein Loos ist Thränen und Kummer!

Charlotte. In dieser Ziehung, gnädige Frau! Aber zum Glück giebts der Ziehungen mehrere; der Henker möchte sonst in die Lotterie des Schicksals setzen, wenns keine bessere Treffer gäb'. Ihro Gnaden sind noch so jung: setzen Sie frisch wieder, und ich stehe Ihnen dafür, es wird Sie nicht gereuen.

Baronin. Nein, Lottchen! Ich bin abgeschreckt! du hast meinen Stendall gekannt: Sage

selbst, war er nicht ein Muster eines vollkommenen Mannes?

Charlotte. Dagegen ist nichts zu sagen: aber dieses Muster war zu schön, als daß der Künstler die Form zerbrochen hätte. Es sind gewiß noch Mehrere darnach gemacht.

Baronin. Zwey Jahre, du weißt es selbst, kämpften wir mit einer Menge Hindernissen, die sich unserer Verbindung entgegen stemmten; und als wir sie endlich alle überstiegen hatten, als wir endlich zusammen gekommen waren, ließ uns das Schicksal nur einen Monat lang beysammen, nur einen einzigen Monat lang!

Charlotte. Nur einen Monat lang! Meine vorige Herrschaft, die Gräfin Brendach, verlor ihren Gemahl am dritten Tage nach ihrer Verbindung; das ist noch viel piquanter: und ich versichere Ihro Gnaden, sie ertrug diesen Verlust mit einer Standhaftigkeit, als ob sie seit dreyßig Jahren mit ihm verheurathet gewesen wäre.

Baronin (welche nicht darauf gehört hatte). Nein, für mich ist alles verloren!

Charlotte. Alles verloren! Haben mich Ihro Gnaden nicht erschreckt! Ist denn mit dem seligen Baron das ganze männliche Geschlecht ausgestorben?

Baronin. Was kümmern mich alle Männer des Erdbodens!

Charlotte. Ums Himmels willen, sagen das Ihro Gnaden nicht so laut! Man muß nicht so freveln! Man kann nicht wissen, in was für Verhältnisse man kommt.

Baronin. Ich werde in keine Verhältnisse mehr kommen, und ich will in keine mehr kommen!

Charlotte. Nun, wie Ihro Gnaden wollen! — Indessen für eine Person, die der Welt und ihren Freunden so ganz und gar abgestorben ist, sehen Ihro Gnaden noch ganz hübsch, frisch und blühend aus; man sollte schwören, Sie fiengen erst jezt an, recht zu leben.

Baronin. Ich bitte Dich, Lottchen, keine unzeitigen Spaß! Deine Scherze unterhalten mich wohl bisweilen; aber jezt bin ich gar nicht in der Laune — —

Charlotte. Nein, Ihro Gnaden! ich rede im ganzen Ernste! Ich finde, daß Ihro Gnaden jezt besser aussehen, als jemals. Ich wette, wenn Sie das Leben liebten, Sie würden nicht halb so gut aussehen: da Sie es aber hassen — — man sieht es Ihnen ordentlich an, wie fatal es Ih-

nen ist, daß Sie noch auf der Welt sind. Ihre Augen haben eine gewisse Lebhaftigkeit, ein gewisses Feuer, einen gewissen kleinen Trotz — — die hübschen Weiber sind nie liebenswürdiger, als wenn ihr Eigensinn ein wenig gereizt ist. Fahren Sie fort, sich gegen das Leben zu sträuben und zu wehren, wie bisher: Sie glauben gar nicht, wie gut Ihnen das ansteht.

Baronin. Meine Augen hätten Feuer, sagst du? Und ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen.

Charlotte. Wirklich nicht? Sollte Ihnen aber das nicht etwa geträumt haben? Denn Sie sehen so frisch und munter aus, als hätten Sie zwölf Stunden ununterbrochen fort geschlaffen. — Aber mit Ihrem Kopfputze bin ich nicht zufrieden; der muß ein wenig in Ordnung gebracht werden. — He Johann! die kleine Toilette herein!

Baronin. Was soll das? Ich mag keine Toilette!

Charlotte. Wie, gnädige Frau? Sie mögen keinen Spiegel? Wissen Sie wohl, daß Sie mich ordentlich erschrecken? Im zwey und zwanzigsten Jahre wäre das noch zu zeitig! — Nein, Sie sollen mir nicht ungestraft so liebenswürdig seyn!

Sie müssen es sehen, wie schön Sie sind, und Sich darüber zu Tode ärgern! Sie wollen ja ohnehin je eher, je lieber von der Welt; und ich weiß ihnen vor der Hand keine originellere und ehrenvollere Todesart vorzuschlagen. Das wird in den Zeitungen Lärm machen! Und was das Beste ist, die medicinische Facultät verliert nichts dabey; denn es machts Ihnen gewiß keine Einzige nach, und wenn sie des Lebens noch so müde wäre. (Der Bediente bringt eine kleine Toilette, und stellt sie auf, Charlotte stellt einen Stuhl davor.) Kommen Sie, gnädige Frau! setzen Sie Sich hieher, damit ich Ihren Kopf ein wenig zurechte machen kann. Ich versichere Ihnen, der alte Magister, den Sie angenommen haben, kann Ihro Gnaden nicht halb so viel Tröstliches aus seinen Büchern vorlesen, als Sie hier in diesem Glase sehen werden.

Baronin. Aber laß mich doch, wie ich bin! Ich mag ja ohnehin Niemanden sehen. Wozu denn ein besserer Kopfputz?

Charlotte. Aber gnädige Frau, werfen Sie doch mir zu Gefallen nur einen kleinen Blick in den Spiegel! Nur einen einzigen kleinen Blick! Und sollte es auch nur von der Seite seyn! Bitte, bitte!

Baronin. Laß mich in Ruhe!

Charlotte. Was ist das? Sie liegen noch nicht in den lezten Zügen, und Ihre Eitelkeit regt sich nicht? sagt kein Wörtchen zu allen meinen Vorstellungen? Das geht nicht natürlich zu. — — Ich glaube, Ihro Gnaden sehen mir's an den Augen an, daß ich Sie belogen habe: denn im Vertrauen, ich bin im Lügen eine rechte Stümperin! Ich wollte Sie überreden, daß Sie heute sehr schön aussehen; aber wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, Ihro Gnaden sind recht sehr abgefallen. Mich dauert Ihr armes Gesicht, das Sie seit einiger Zeit so unverantwortlich vernachlässigen; und ich wollte Sie nur ein wenig darauf aufmerksam machen. Aber im Grunde ist es mir eben so lieb, daß Sie nicht in den Spiegel sehen. Ich will also die Toilette wieder wegtragen lassen. — Johann, stell nur alles wieder hin, wo du es weggenommen hast.

Baronin. Ich glaube es gern, daß ich recht sehr abgefallen bin; aber was mache ich mir daraus? (Der Bediente packt die Toilette zusammen.)

Charlotte. Also gnädige Frau, ich lasse die Toilette wieder wegtragen?

Baronin. Bin ich denn wirklich so abgefallen, Lottchen!

Charlotte. Ganz abscheulich, Ihro Gnaden!

Baronin (steht auf). Damit ich dich Quälgeist nur los werde, will ich doch selbst sehen.

Charlotte. (stößt den Bedienten weg, und stellt die Toilette geschwind auf). Nun dem Himmel sey Dank! Ich fieng schon in allem Ernste an, für Ihr Leben zu zittern.

Baronin. (indem sie sich zur Toilette sezt). Du hast recht! Ich sehe ausserordentlich übernächtig aus.

Charlotte (lächelnd). Meinen Ihro Gnaden? Und doch sind die Lilien und Rosen dieser Wangen so frisch, als ob sie erst die vergangene Nacht aufgeblüht wären. Und diese Haare da müssen weg; sie verdecken die Augen zu sehr — — ob es gleich im Grunde besser wäre, wenn sie verdeckt blieben; denn sie schiessen so unbarmherzig mörderische Blicke, daß es kein Wunder wäre, wenn sich Ihro Gnaden selbst davor fürchteten. Wenn ich ein Mann wäre, ich gieng Ihnen auf hundert Meilen weit aus dem Wege.

Baronin. Du bist eine Närrin! Ich finde meine Augen heute ausserordentlich matt!

Charlotte. Ey ja doch! Da möcht' ich erst frische Augen sehen, wenn diese matt sind!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Johann, bald nachher Peter.

Johann. Der Herr Baron von Brandall läßt Ihro Gnaden—

Charlotte. Der Baron Brandall? Wer ist denn da von seinen Leuten?

Johann. Peter.

Charlotte. Laß Er ihn nur selbst hereinkommen (Johann ab). Das ist der närrische Kerl, der Ihro Gnaden mit seiner Naivetät immer soviel zu lachen macht. Ihro Gnaden müssen wissen, er ist mein Favorit. Aus dem ist etwas zu ziehen, wenn er unter gute Hände kommt. Und übel gebildet ist er auch nicht.

Peter. Mit Ihro Gnaden Wohlnehmen! Ihro Gnaden müssen schon verzeihen, wenn ich Ihnen Ungelegenheit mache.

Charlotte (springt auf ihn zu und klopft ihn auf die Backen). Du närrischer Peter du! Wenn du Ungelegenheit machtest, hätten wir dich nicht hereinkommen lassen.

Baronin. Nun, und was bringt Er, mein Freund?

Peter. Ja, die Jungfer da hat mir alles vom Munde weggeklopft.

Charlotte (wieder mit der Baronin Kopfputz beschäftigt). Soll ich Dir's etwa wieder hinklopfen?

Peter. Jezt fällt es mir schon ein! Morgen reisen mein Herr und ich wieder fort, und gestern sind wir angekommen, und da läßt mein Herr die gnädige Frau unterthänig um die Erlaubniß bitten, daß er ihr diesen Nachmittag nicht aufwarten und sie seiner Unterthänigkeit nicht versichern darf. — Ja, seiner Unterthänigkeit versichern, — — ja, ja, so sagte er.

Charlotte. Er läßt um die Erlaubniß bitten, der gnädigen Frau nicht aufzuwarten? — Er will also nicht kommen?

Peter. Ey freylich will er; aber er will sich nur diesen Morgen beurlauben, weil er gar zu viel zu thun hat.

Charlotte. Ach, jezt versteh ichs! Er will also jezt kommen? Was lassen ihm Ihro Gnaden sagen?

Baronin. Ich weiß selbst nicht, Lottchen — In dem Zustande, in dem ich jezt bin (seufzend) sollte ich freylich keine Besuche annehmen (sie seufzt wieder).

Peter. Ihro Gnaden seufzen? Nun, das wird meinem gnädigen Herrn gerade recht seyn! Der kann erst seufzen! Einen Stein in der Erde müßte es erbarmen! Und wenn ich ihn eine Weile so habe seufzen gehört, so muß ich (schluchzend) mit seufzen und am Ende gar weinen, daß mich der Bock stößt (weint).

Charlotte. Ich glaube gar, Du weinst wirklich?

Peter. O, das ist noch nichts! Da sollte Sie mich erst weinen sehen, wenn ich allein bin! Da geht es ganz anders. Jezt halte ich nur aus Höflichkeit an mich.

Baronin (aufstehend). Sag Er seinem Herrn, es wird mir ein Vergnügen seyn, ihn bey mir zu sehen. — Lottchen, wenn der Magister nach Hause kommt, soll er mir die Bücher zeigen, die er für mich gekauft hat (sie geht seufzend ab).

Dritter Auftritt.

Charlotte und Peter.

Charlotte. Da seufzt sie nun wieder! — An dem allen bist Du Schuld, Du! — Ich hatte sie

so hübsch herum gebracht! — Mit deinem dummen Weinen!

Peter. Kann ich denn dafür, wenn es mich ankommt?

Charlotte. Aber sage mir, warum weinst du denn eigentlich?

Peter. Ja, die Wahrheit zu sagen, recht weiß ichs selbst nicht. In meiner Natur liegts eigentlich nicht; denn (lachend) wenns auf mich ankäme, ich lachte lieber die ganze Zeit.

Charlotte. Nun, warum lachst du denn nicht?

Peter. Das würde sich schicken, wenn mein Herr immer weint und seufzt! Er hat seine Liebste verloren; sie ist erst kürzlich ins Kloster gegangen, und da weine ich so Schande halber auch mit.

Charlotte (lachend). Ha ha ha!

Peter (lachend). Ha ha ha! Nicht wahr, das ist spaßhaft? Ich lache manchmal auch darüber; aber wenn mir die Kammerjungfer einfällt —

Charlotte. So? Die Kammerjungfer? Also Monsieur Peter wär' in die Kammerjungfer des Fräuleins verliebt?

Peter. Ach, das nicht! Aber weil mein Herr nun das Fräulein verliert, so wein ich um die Kammerjungfer, damit ich doch eine vernünftige Ursache habe; denn ich kann nun einmal keine Thränen sehen, ohne daß mir die Augen übergehen.

Charlotte. Du bist ein närrischer Teufel! Jezt geh, und bring deinem Herrn Antwort, geh! (sie klopft ihn auf die Backen).

Peter (hält ihr den andern Backen hin). Den auch, wenn Sie will so gut seyn.

Charlotte (sieht ihm in die Augen). Ich glaube gar, du unterstehst dich zu liebäugeln?

Peter. Thu ichs wirklich? Hab ich doch gar nicht gewußt, daß ich das kann.

Charlotte. Dein Herr reist morgen fort, sagst du?

Peter. Ja, morgen in aller Frühe.

Charlotte. Und du gehst mit ihm?

Peter. Ich gehe mit ihm! versteht sich!

Charlotte. Geh, geh! Mit einem, der morgen fortgeht, lasse ich mich nicht erst ein.

Peter.

Peter. Du hast auch recht! Es ist der Mühe nicht werth! Also adieu!

Charlotte. Adieu närrischer Peter! (Peter ab).

Vierter Auftritt.

Charlotte allein.

Ein lieber Junge! Die Seele eben so unverdorben, wie der Körper! — Im Grunde ist mir's gar nicht lieb, daß er morgen schon wieder fortgeht; das wär' so ein Mann, den ich mir nach der Hand ziehen könnte. — Aber wo mir recht ist, kommt dort unser Magister mit seiner abgeschmackten Gelehrsamkeit her. Was nur die Baronin gedacht hat, diesen albernen Pedanten in ihr Haus zu nehmen? Der soll ihr die Melancholie vertreiben, und sieht so melancholisch und finster aus, wie eine Gewitterwolke! Und dabey ist er so langweilig, daß einem der Mund vor Gähnen offen stehen bleibt, so wie man ihn ansieht.

Fünfter Auftritt.

Charlotte, der Magister.

Magister (macht einige Bücklinge). Jubeo, ut valeas, schönes Lottchen.

Charlotte. Ich weiß zwar nicht, was das heißt, aber —

Magister. Das ist eine zierliche lateinische Phrasis, und heißt so viel, als: Ich befehle, daß Sie sich wohl befinden.

Charlotte. So? Ist die lateinische Höflichkeit so gebieterisch?

Magister. Sie müssen das nicht als eine Unhöflichkeit deuten, mein schönes Kind —

Charlotte. Ey ganz und gar nicht, Herr Magister! Wenn Sie mir nichts weiter befehlen, als mich wohl zu befinden, den Gefallen kann ich Ihnen ja wohl thun! — (für sich) Das ist ein lateinischer Narr! (laut) Die gnädige Frau hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen: Sie sollen ihr die Bücher sogleich zeigen, die Sie für sie gekauft haben.

Magister. Die gnädige Frau hätte ihren Befehl keinem schönern Munde auftragen können, um meinen Diensteifer zu beflügeln.

Charlotte. Der Tausend, wie galant und schön Sie das gesagt haben?

Magister. Erlauben Sie, der grosse Marcus Tullius nannte das sermonis urbanitatem, und ich halte etwas auf die Urbanität im Ausdrucke. Aber wenn man zwey so schönen Augen gegenüber steht, als die Ihrigen sind, so ists gar kein Wunder, wenn man eloquent wird; denn in diesen Augen steckt mehr Rhetorik, als Cicero, Demosthenes und Quinctilian in sich vereinigen.

Charlotte. Was Sie sagen! Hab' ich doch nicht gewußt, daß in meinen Augen Rhetorik steckt!

Magister. Und Logik dazu! In der That, ich werde ganz zum Syllogismus, indem ich Sie ansehe!

Charlotte. Zum Syllogismus? Was ist das für ein Ding?

Magister. Erlauben Sie, ich werde Ihnen gleich mit einem von meiner Fabrik aufwarten; geben Sie wohl Acht! Wir sind schuldig, die wieder zu lieben, die uns lieben. Atqui, ich liebe Sie; ergo sind Sie schuldig, mich wieder zu lieben.

Charlotte. Sonst nichts? O, da versteh' ich mich auch ein wenig auf Rhetorik! Geben Sie wohl Acht: Wir können nur die lieben, die uns gefallen. Atqui, Sie gefallen mir nicht; ergo kann ich Sie auch nicht lieben!

Magister. Erlauben Sie: darauf antwortet die Vernunft durch mich—

Charlotte. Wissen Sie was, Herr Magister? Machen Sie der Vernunft mein schönes Compliment, und ich lasse Sie bitten, mir ihre Antwort um zehn oder funfzehn Jahre später zu überschicken. Jezt bin ich noch zu jung, um sie ganz nach Würden zu schätzen. — Leben Sie wohl, Herr Magister! wenn ich Latein könnte, so befähl' ich Ihnen das. Der Himmel erhalte Sie mit Ihrer Rhetorik und Ihren Syllogismen.

Magister. Erlauben Sie, mein schönes Kind, ich hatte mir die Freyheit genommen, Ihre Reitze in einigen lateinischen Versen zu besingen.

Charlotte. Erlauben Sie, Herr Magister, meine Reitze verstehen nichts, als teutsch.

Magister. Erlauben Sie, man kann sie übersetzen.

Charlotte. Um Vergebung: was übersetzen? Meine Reitze, oder die Verse?

Magister. He he he! die Verse, erlauben Sie, die Verse! — Wo habe ich sie denn nun gleich? Ich glaube, ich habe sie in eines von den Büchern gelegt? (er blättert.)

Charlotte (für sich). Da kommt die Baronin; ich will den Narren stehen lassen (ab).

Magister (der immer fortblättert). Sie werden finden, ohne mir viel zu schmeicheln, daß es eine Ode ist, die dem unsterblichen Flaccus Ehre gemacht haben würde. Zu mehrerer Verständlichkeit aber muß ich Ihnen vorher sagen, daß ich mir die Freyheit genommen habe, mich mit dem Paris zu vergleichen, und Sie mit der schönen Helena von Griechenland.

Sechster Auftritt.

Der Magister, die Baronin.

Baronin (welche indessen neben ihm auf demselben Platze gestanden hat, den Charlotte verließ). Sich mit dem Paris, und mich mit der Helena? Träumen Sie, Herr Magister?

Magister (erschrickt, so daß er ein Buch um das andere fallen läßt. Indem er eines aufhebt, fällt ihm

immer das andere wieder auf die Erde). Erlauben Sie — halten Sie zu Gnaden? Es war von einer Stelle die Rede aus dem unsterblichen Arma virumque cano, über die mich Charlotte um eine Erklärung bat.

Baronin. Charlotte? Es ist ja keine Charlotte hier?

Magister (nachdem er sich überall umgesehen hat). Excessit, evasit, erupit!

Baronin. Und um ihr eine Stelle zu erklären, vergleichen Sie sie mit der Helena, und sich mit dem Paris? Ey, ey, Herr Magister, für einen so tiefen Gelehrten, wie Sie sind, klingt das erschrecklich galant!

Magister. Erlauben Sie zu Gnaden: Et prisci Catonis virtutem interdum caluisse ajunt! Auch der ältere Cato wurde dann und wann ein wenig wärmer, als er seyn sollte!

Johann. Der Baron Brandall (ab).

Baronin. Legen Sie nur die Bücher indessen hinüber in mein Zimmer, Herr Magister; ich werde sie nachher durchsehen (Magister ab).

Siebenter Auftritt.

Die Baronin, der Baron.

Der Baron. Als ein alter Freund von Ihrem Hause, meine gnädige Frau, hielt ich es für meine Schuldigkeit, bey meinem wiewohl sehr kurzen Aufenthalte hier, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Baronin. Ich hörte gestern, daß Sie angekommen wären, und rechnete auf das Vergnügen, Sie bey mir zu sehen.

Baron. Zu schmeichelhaft! In meiner jetzigen Lage kann wohl meine Gegenwart Niemanden Vergnügen machen!

Baronin. Sagen Sie mir — in der That, Sie sehen so schwermüthig, so traurig aus! Auch einige Reden, die vorhin Ihrem Bedienten entfuhren — Ist Ihnen etwas zugestoßen?

Baron. Das größte Unglück, das mir nur begegnen konnte! Ich habe meine Wilhelmine verloren!

Baronin. Wie? Ist sie gestorben?

Baron. So gut, als gestorben, und vielleicht noch schlimmer, als gestorben, gnädige Frau! Sie wissen ja, daß sie sich vor ungefähr acht Monaten in ein Kloster begab, um der Heurath zu entgehen, zu der sie ihr grausamer Vater zwingen wollte? In dieser Zeit wendete ich alles Mögliche an, mich bey ihm in Gunst zu setzen; alle Verwandte nahmen sich meiner an, aber umsonst, der Hartherzige blieb unerbittlich! Wilhelmine ihrer Seits that alles, was sie konnte, ihn zu erweichen, aber eben so fruchtlos! In der Verzweiflung ihres Herzens ergrif sie unvermuthet einen Entschluß, den sie nun nicht mehr widerrufen kann: Sie nahm den Schleyer! Ich flog den Tag vor ihrer Einkleidung nach dem Kloster, um sie von ihrem Vorsatze abzubringen. Ich bat, ich flehte, ich beschwur sie. Umsonst! Ich war Augenzeuge meines Unglücks. Zwey ewig lange traurige Monate — so lang ist es ungefähr seit diesem unglücklichen Tage — schleppe ich mein elendes Leben mit mir herum, möchte gern sterben und kann nicht! — In der That, ich begreife selbst nicht, wie es möglich ist, daß ich noch lebe.

Baronin. Es ist doch wirklich, als müßte das Unglück in dieser Welt nur die guten Menschen treffen?

Baron. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, ich sollte meinen Schmerz zurückhalten, um Ihren Kummer nicht noch zu vermehren.

Baronin. O thun Sie sich meinetwegen keinen Zwang an! Ihr Kummer macht Ihnen Ehre, er gilt in meinen Augen für eine Tugend. Ich liebe die gefühlvollen Herzen; denn sie sind so selten. Es giebt jezt fast kein Gefühl, keine reine Liebe mehr in der Welt. Ich selbst, ich beweine meinen verstorbenen Gatten erst seit sechs Monaten; und sollten Sie glauben, daß es Leute giebt, die mir das übel nehmen? Die mich wohl gar deshalb auslachen? Ihnen wird es auch so gehen, Baron; aber von mir haben Sie das nicht zu besorgen. Ich schätze und verehre Ihre Leiden. Ich bin vielleicht die Einzige, die Sie versteht. Sie haben ein Herz, das eben so theilnehmend, eben so gefühlvoll ist, als das Meinige.

Baron. Wie sehr bin ich Ihnen für Ihre Theilnehmung verbunden! Aber jezt habe ich eine Bitte an Sie, gnädige Frau! Ich werde Wilhelmine nicht wieder sehen; sie hat mirs verboten; und ich mache mirs zur Pflicht, ihr pünktlich zu gehorchen.

Baronin. Sie handeln, wie ein Mann von Ehre handeln muß.

Baron. Gleichwohl wünschte ich diesen Brief in ihren Händen zu wissen. Sie, meine gnädige Frau, gehen in einigen Tagen, wie ich höre, auf Ihr Gut, das nur eine Viertelstunde von dem Kloster liegt, in dem Wilhelmine ist. Möchten Sie nicht die Gnade haben, ihr diesen Brief eigenhändig zu übergeben? Wenn ich ihr ihn, von mir überschrieben, durch die Post schicke, so ist sie im Stande, ihn nicht anzunehmen, sobald sie meine Hand erkennt; und es liegt mir unendlich daran, daß sie ihn bekommt.

Baronin. Recht gerne. Geben Sie mir ihn — aber er ist ja nicht versiegelt!

Baron. Nicht? Weiß ich doch in meiner jetzigen Lage kaum, was ich thue. Aber das thut nichts. Mein Geheimniß ist in guten Händen. Es ist mir sogar lieb, wenn Sie den Brief lesen, weil Sie nachher im Stande sind, meine Lage desto besser zu beurtheilen; und dann, meine gnädige Frau, habe ich noch eine eigennützige Absicht dabey: Ich bekomme dadurch einen Vorwand, ein wenig länger bey Ihnen zu bleiben, und das

ist kein kleiner Vortheil für mich; denn ich fühle mich durch die kurze Unterredung, die ich mit Ihnen zu haben das Glück hatte, schon unendlich erleichtert.

Baronin. Das freut mich ungemein. Ohne Ihnen eine Schmeicheley zu machen, seit ganzen sechs Monaten, seit dem Tode meines seligen Gemahls, ist das die erste erträgliche Viertelstunde, die ich mit Ihnen zubringe. Es thut dem Unglücklichen so wohl, wenn er Jemanden findet, der ihn versteht — aber jezt zu Ihrem Briefe. —

(Sie liest.)

Ich hatte mir vorgenommen, Sie noch einmal zu sehen, Wilhelmine; aber nach reiferer Ueberlegung habe ich gefunden, daß es besser ist, wenn ichs nicht thue, weil ich Ihnen durch meine Gegenwart doch nur unangenehme Empfindungen machen würde. Sie haben mir verboten, Sie wieder zu besuchen, und ich verehre ihren Befehl. Und gleichwohl, wie gerne säh' ich Sie noch einmal! Wie gerne machte ich mir das Glück, das ich durch sie verloren habe, noch einmal anschaulich! Vielleicht erreichte ich dann die

Erfüllung meines innigsten und liebsten Wunsches, vor Gram über Ihren Verlust zu sterben, um so viel eher!"

"Des Wunsches, vor Gram über Ihren Verlust zu sterben!" — Sonderbar! Gerade mein Gedanke, als ich meinem seligen Gemahl das lezte Lebewohl zuschluchzte, ehe man den Sarg schloß! — Aber Wort für Wort! — In der That, Baron, man muß Sie hochschätzen! Aber weiter!

(Liest.)

"Genug, ich wage es nicht, gegen Ihren Befehl zu sündigen. Diesen Brief schreibe ich Ihnen blos, um mich wegen gewisser Aeusserungen zu entschuldigen, die mir bey unserer leztern Zusammenkunft gegen Sie entfahren sind. Sie verliessen mich auf ewig, Wilhelmine, ich war in Verzweiflung darüber, und meine Liebe zu Ihnen war viel zu heftig, als daß ich fähig gewesen wäre, Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Meine Vorwürfe kosteten Ihnen bittere Thränen; und wie brennen sie mich jezt auf dem Herzen, diese Thränen: verzeihen Sie mir das, wenn Sie können! — Leben Sie wohl, Wilhelmine! Meine Zärtlichkeit

für Sie wird nur mit meinem lezten Odemzuge aufhören! Ich wünschte, daß Sie mein Herz ganz kennten; dann würden Sie sich in Ihrem jetzigen Stande gewiß nie den geringsten Vorwurf darüber machen dürfen, daß Sie mich jemals Ihrer Liebe würdigten."

Wahrhaftig, Baron, mit dieser Art zu denken sind Sie im geringsten nicht beklagenswürdig. Was das für ein Brief ist! Mein seliger Gemahl schrieb mir einmal einen ähnlichen, und ich glaubte damals, es gäb' ausser ihm keinen Menschen, der im Stande wäre, einen solchen Brief zu schreiben, aber jezt werde ich eines Bessern belehrt. Sie können es auch. Das wundert mich auch nicht; denn Sie waren sein bester Freund.

Baron. Sie wissen, wie sehr ich ihn liebte.

Baronin. O, er verstand sich auf die Wahl seiner Freunde!

Baron. Wie tröstend seine Freundschaft jezt für mich seyn würde, wenn er noch lebte!

Baronin (weinend.) Wir haben also beyde sehr viel an ihm verloren!

Baron. Ich glaube, ich werde ihn nicht lange überleben!

Baronin. Ich vielleicht auch nicht! — Wie es mir so wohl thut, in Ihnen einen Freund gefunden zu haben, der seinen Verlust gemeinschaftlich mit mir bedauert! —

Baron. Ich bitte Sie um Ihre Freundschaft, gnädige Frau!

Baronin. Die haben Sie von ganzem Herzen.

Baron. Sie sollen mein einziger Trost seyn! Ich werde Ihnen recht oft schreiben, Sie werden mir recht oft antworten; und das ist das Einzige, was mir mein Leben noch angenehm machen kann, der einzige beruhigende Gedanke, den ich beym Abschied mit mir wegnehme!

Baronin. Wenn ich mirs recht überlege, Baron — Sie sollten lieber hier bleiben. Sie sind der einzige Mensch, Charlotten allein ausgenommen, die, wie Sie wissen, mehr meine Freundin, als meine Bediente ist, in dessen Gegenwart ich meinen Empfindungen ganz freyen Lauf zu lassen mir erlaube.

Baron. Und wenn ich bliebe, so können Ihro Gnaden sicher glauben, daß ich mich blos auf Ihren Umgang einschränken würde.

Baronin. Lassen Sie uns also die Sache näher überlegen. Wo gedenken Sie hinzugehen?

Baron. Auf ein Gut, einige zwanzig Meilen von hier, wo ich mich und meinen Schmerz in die Einsamkeit zu vergraben gedenke.

Baronin. Die Einsamkeit wird Ihnen nicht einmal gut thun; Ihre Betrübniß, die jezt in Gefühl und Empfindsamkeit ihren Grund hat, würde in Menschenhaß ausarten. Sie brauchen Umgang mit Menschen. Bleiben Sie hier; gehen Sie diesen Herbst mit mir auf mein Gut. Vielleicht finden Sie sogar in dem Gedanken Trost, in der Nähe Ihrer Wilhelmine zu seyn.

Baron. Ihro Gnaden haben Recht. Auch könnte ich mich zuweilen mit Ihnen von ihr unterhalten.

Baronin. Und ich würde an Ihrem Kummer Theil nehmen, so wie Sie an dem Meinigen; und Theilnahme erleichtert das Herz.

Baron. Ich glaube, Ihro Gnaden haben Recht.

Baronin. Wir sind Nachbarn.

Baron. Freylich! Es ist ja so gut, als ob wir in einem Hause wohnten, weil ich aus meinem Garten in den Ihrigen kann.

Baronin. Wir haben beynahe einerley Schicksal, und, was das Beste ist, denken vollkommen übereinstimmend.

Baron. Ja, unsre Freundschaft würde durch den täglichen Umgang immer fester werden, und uns unsere Lage ungemein erleichtern.

Baronin. Wir haben ja sonst fast nichts, das uns trösten könnte. — Sind Sie ein Freund von Lesen?

Baron. Ein sehr grosser.

Baronin. Desto besser! Ich habe seit vierzehn Tagen einen Mann aufgenommen, dem ich die Aufsicht über meine Bibliothek aufgetragen habe. Ich bin nicht eitel genug, eine Gelehrte werden zu wollen; aber ich möchte mich gern beschäftigen. Er liest mir alle Tage einige Stunden vor. Mehrentheils handeln die Bücher, die er mir wählt, ernsthafte und vernünftige Gegenstände ab. Wir sprechen dann über das, was wir gelesen haben, und er erklärt mir, was ich etwa nicht verstehe. Wollen Sie von unserer Parthie seyn?

Baron. Recht gern, gnädige Frau! Ich bleibe; mein Entschluß ist unwiderruflich. Welch ein Glück, daß ich Sie gefunden habe! Ich finde

mich jezt schon um Vieles ruhiger. — Ich habe auch eine grosse Menge Bücher. Der, welcher über Ihre Bibliothek die Aufsicht hat, mag sie zu den Ihrigen stellen. Ich werde sogleich meinen Bedienten rufen, und ihm Befehl geben, daß alle Vorkehrungen zu meiner Reise abgestellt werden. Wie viel Verbindlichkeit bin ich Ihnen nicht schuldig! Sie retten meine Vernunft, die wahrscheinlich in Gefahr war, zu scheitern. Meine Verzweiflung ist schon minder heftig. Sie haben etwas so Sanftes, so Liebreiches in Ihrem Umgange, das mir nöthig war, um mich wieder zu mir selbst zu bringen, etwas, dem ich nicht widerstehen kann. Sie haben der Liebe auf immer entsagt, und ich desgleichen; und Ihre Freundschaft wird mir künftig alles seyn, wenn Sie die Meinige Ihrer Annahme würdigen wollen.

Baronin. Ich finde mich beynahe dazu verpflichtet. Habe ich Ihnen nicht versprochen, Ihnen den Verlust zu ersetzen, den Sie durch den Tod meines Gemahls erlitten haben? — Jezt also, Baron, geben Sie ihre Befehle. Ich habe auch etwas zu besorgen. Wir sehen uns bald wieder. — (ab.)

Achter Auftritt.

Der Baron allein.

Das ist doch noch eine Frau, der man sich anvertrauen kann! Das Weib ist geschaffen, um dem Manne die Leiden des Lebens zu versůssen: Aber wie viele Weiber findet man, die diesen schönen Beruf erfüllen? Das ist aber ein Weib, wie sie seyn můssen. Welch ein durchdringender Verstand, wie viel Geist und zugleich wie viel Herzensgůte! Vorher habe ich sie gar nicht gekannt! Sie hat so ausserordentlich viel Aehnliches mit Wilhelminen! Im Charakter besonders, aber mich důnkt auch in der Person: Ganz dieselbe Gestalt, denselben Schnitt des Auges, die nämliche Nase, eben den Mund! — — Diese Frau ist mir ja ungleich schätzbarer, als alle Freunde des Erdbodens! — Da ist ja wohl Peter? — He Peter!

Neunter Auftritt.

Der Baron, Peter.

Peter (ganz traurig). Was befehlen Ihro Gnaden?

Baron. Nun? Was hängst du denn die Ohren so?

Peter. Weil ich — weil ich — aber wenn Ihro Gnaden befehlen, ich kann auch munter seyn!

Baron. So? Man kann es also bey dir bestellen, ob du traurig oder lustig seyn sollst?

Peter. Und warum denn nicht Ihro Gnaden? Mein seliger Großvater pflegte immer zu sagen: Sey fröhlich mit den Fröhlichen, und traurig mit den Traurigen; und mein Großvater war ein gescheuter Mann — Und Ihro Gnaden sehen mir jetzt nicht halb so traurig mehr aus, als vorhin.

Baron. Wir reisen nicht. Du kannst also alles wieder abbestellen, was du zu unserer Abreise bestellt hast.

Peter. Wir reisen nicht?

Baron. Nein, ich habe mich anders besonnen.

Peter. Ich habe aber meine Sachen schon zusammengepackt.

Baron. So packe sie wieder aus.

Peter. Habe schon von allen Leuten Abschied genommen, weil ich glaubte, es gieng morgen in aller Früh fort. Wenn sie mich nun wieder sehen —

Baron. Nun so sehen sie, daß du noch da bist.

Peter. Und werden Ihro Gnaden in Ihrem Hause wohnen?

Baron. Narr! Und warum soll ich ausziehen?

Peter. Nun, da ists aus mit mir!

Baron. Wie das?

Peter. Rein aus, sag ich Ihnen! Ihr Haus und dieses sind so nahe beysammen; man kann durch den Garten von einem zum andern kommen. Die Frau Baronin hat ein allerliebstes Kammermädchen. Ich weiß schon, wie ich bin. Husch bin ich herüber, und husch — Nun denken Ihro Gnaden an mich! Da giebts sicher eine Geschichte! Ich sehe mich schon, wie ich bis über die Ohren verliebt bin! — Es ist mir nur um das arme Lischen — Ihro Gnaden wissen ja wohl! die Kammerjungfer des Fräuleins Wilhelmine! Der werde ich bey der Gelegenheit untreu. —

Baron. Ey pfui, das wäre nicht schön!

Peter. Freylich wärs nicht schön! aber wer kann helfen? Es geschieht richtig und heilig. Geben Ihro Gnaden Achtung, zumal wenn Ihro Gnaden etwa die Gnade hätten, mir bey der Frau Baronin mit gutem Exempel vorzugehen. —

Zehenter Auftritt.

Die Vorigen, der Graf von der Gartenseite, bald nachher Charlotte von der andern Seite.

Der Graf. Ich wollte dich besuchen, lieber Baron, und deine Leute sagten mir, daß du hier herüber gegangen wärst. Wie geht es dir? Immer noch so melancholisch wie gestern? Du mußt dich aufzuheitern suchen.

Baron. Das geht so leicht nicht, lieber Freund!

Charlotte (für sich im Hereintritt). Ach der Graf! Eben recht! so kann ich meine Mine anlegen! (laut) Eben recht, daß ich Sie so beysammen finde. Ihro gräfliche Gnaden haben mich immer im Verdachte, daß ich Ihren Absichten auf meine gnädige Frau im Wege stehe. —

Baron. Absichten? Wie, du hast Absichten auf die Baronin?

Graf. Nun? Und soll ich etwa nicht? Macht das meinem Geschmack etwa keine Ehre?

Baron. Das Gegentheil!

Charlotte. Wie mir die gnädige Frau eben gesagt hat, so werden Sie bey uns bleiben, Herr Baron. Sie gelten etwas bey ihr; denn sie sprach ordentlich mit einer Art von Enthusiasmus von Ihnen. Lassen Sie uns also gemeinschaftliche Sache machen, Herr Baron, sie aus ihrer jetzigen Melancholie zu reissen. Meiner Meinung nach ist das beste Mittel, daß sie wieder heurathet; das bringt einen ganz andern Ton ins Haus. Sie sind ein guter Freund des Herrn Grafen: Reden Sie ihr zu, daß sie ihm ihre Hand giebt. Sie hat Vertrauen zu Ihnen.

Baron. Ich soll ihr zureden, daß sie den Grafen heurathet? (er geht unruhig auf und ab.)

Charlotte (für sich). Ha ha, es hat gefangen! (laut zum Grafen) Jetzt Herr Graf! bin ich hoffentlich bey Ihnen gerechtfertiget?

Graf. Dieser Beweis ist zu unverdächtig. Ich danke Ihnen, mein schönes Kind!

Baron. Und wie stehst du bey der Baronin?

Graf. Das wird dir Lottchen als ihre Vertraute am besten sagen können.

Charlotte. Je nun, die gnädige Frau hat eben keine Abneigung gegen den Herrn Grafen.

Graf. Hörst du? Das heißt so viel, als ich werde tolerirt.

Baron. Und weiß sie es, daß du sie liebst?

Graf. Ich glaube, ja.

Charlotte. Ich lasse nicht selten ein Wörtchen davon fallen.

Baron (etwas bitter). Und wahrscheinlich geht von diesen Wörtchen nicht leicht eines verloren? Jungfer Lottchen wird wohl die schicklichste Zeit zu wählen wissen, wo sie Effekt machen?

Charlotte (bedeutend lächelnd). Ich müßte ja sonst mein Handwerk nicht verstehen, Herr Baron!

Baron. Und läßt sie sich etwas merken, ob ihr deine Bewerbung mißfällt oder nicht?

Graf. Bis jezt behandelt sie mich mit vieler Güte.

Baron. Mit vieler Güte? Im Ernst?

Graf. Wenigstens habe ich mich über sie nicht zu beklagen.

Baron (unwillig und kurz abgebrochen). Nun, so sehe ich nicht ein, wozu meine Intercession nothwendig ist.

Charlotte (lacht in die Faust).

Graf. Wie denn das?

Baron. Nun natürlicher Weise! Die Baronin weiß, daß du sie liebst! sie läßt sich deine Bewerbung gefallen; sie behandelt dich mit vieler Güte, wie du selber sagst; liebt dich wohl gar im Geheim: Was hab ich also dabey zu thun? Meine Verwendung für dich könnte vielleicht mehr verderben, als gut machen.

Graf. Das seh ich nicht ein.

Charlotte. Ich auch nicht! Der Herr Baron können nicht glauben, in welchem Credit Sie bey meiner gnädigen Frau stehen.

Baron (spöttisch). Wirklich?

Charlotte. Als Freund vom Hause, als Freund des Herrn Grafen. —

Baron (ungeduldig). Nun ja! Ich will reden, will mich für dich verwenden, Graf; wenn es aber schief läuft, so gehts auf deine Rechnung.

Graf. Ich wüßte nicht, wie? — Ist die Baronin jezt sichtbar.

Charlotte. Es ist eben der Haushofmeister bey ihr, mit dem sie die Rechnungen durchsieht. Wenn Ihro gräflichen Gnaden aber wollen, so will ich Sie melden.

Graf. Nun, ich will sie jezt nicht stören. Ich komme wieder. Lebe wohl, Baron! (lächelnd) Wenn es dir irgend einige Ueberwindung kostet, dich für mich zu verwenden, so laß es lieber seyn. Ich will dir im geringsten keinen Verdruß machen. Adieu, Lottchen! (ab.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Grafen.

Der Baron. Wenn es mich Ueberwindung kostet! Wie er meine Worte deutet! Hält er mich etwa gar für seinen Nebenbuhler? Da irrt er sich gewaltig! (Geht auf und ab.)

Charlotte (lächelnd). Je nun, so ausserordentlich unwahrscheinlich wäre das eben nicht!

Peter. Das meine ich auch! Wir arme Adamskinder sind gar zu gebrechliche Wesen! Ich sehe

es ja an mir! Ich glaubte, ich müßte mich in den Tod legen, als ich Lieschen das lezte Lebewohl sagte; und wenn ich da (auf Charlotte zeigend) in die zwey Schelmenaugen hineingucke, so ist mirs, als müßte ich noch hundert Jahre leben.

Charlotte. Da wird es einen recht alten Narren geben! (Zum Baron, welcher immer noch auf und nieder geht) Herr Baron, wollen Sie mir erlauben, offenherzig mit Ihnen zu reden?

Baron. O recht gern!

Charlotte. Fräulein Wilhelmine ist doch einmal für Sie verloren.

Baron. Leider!

Charlotte. Die Baronin ist eine junge, schöne und reiche Wittwe.

Peter. Schön und reich! Daß dich der Plunder! Ein ehrlicher Kerl kann an Einem genug haben!

Charlotte. Ihro Gnaden sind ein grosser Verehrer von der Melancholie: Sollten Sie nicht etwa gefunden haben, daß die Melancholie der gnädigen Frau gar etwas besonders Anziehendes hat?

Baron. Wenn ich Ihre Frage recht verstehe, so soll sie so viel heissen, als: ob ich in sie verliebt bin?

Charlotte. Oder fühlen, daß Sie es werden könnten; das lauft auf eines hinaus. — Sie beklagen eine verlorne Geliebte, Herr Baron; das macht Ihrem Herzen Ehre. Sie beklagen sie schon seit zwey ganzen Monaten; das ist in unserm Zeitalter etwas Ausserordentliches. Sie werden in der Geschichte der Liebhaber unsers Jahrhunderts Epoche machen. — Sie haben sich vorgenommen, diesen Verlust Ihr ganzes Leben hindurch zu beklagen; das verdient Bewunderung — Aber Herr Baron — Sie müssen schon verzeihen — Sie haben mir erlaubt, offenherzig zu reden — so etwas bewundert man lieber von Weitem; denn in der Nähe wird einem die Zeit dabey lang. —

Baron. So? Ein schönes Compliment! Das heißt mit andern Worten —

Charlotte. Sie müssen das nicht so buchstäblich nehmen, Herr Baron. Ich wollte nur sagen: Sollten Sie kein angenehmeres und lustigeres Mittel haben, den Kummer der Baronin zu erleichtern und zu zerstreuen, als mit ihr zu klagen und zu seufzen?

Baron. Aber sagen Sie mir, Lottchen, ich begreife Sie nicht! Vorhin fodern Sie mich auf, dem Grafen bey Ihrer Frau das Wort zu reden: Jezt ermuntern Sie mich, mein Heil für mich bey ihr zu versuchen —

Charlotte. Das geht sehr natürlich zu, Herr Baron: Sie sind mir so lieb, als der Graf, und der Graf so lieb, als Sie. Wenn die Baronin nur aus ihrer jetzigen Lage herausgebracht wird: so gilt es mir gleichviel, durch welchen von Ihnen beiden es geschieht.

Baron (schnell). Nun ich werde — (hält inne, dann langsamer) Ich werde dem Grafen mein Wort halten, und seinetwegen mit der Baronin sprechen.

Charlotte (lächelnd). Haben Sie mir sonst nichts zu sagen, Herr Baron.

Baron. Ich wüßte nichts!

Charlotte (mit einer Verneigung). So habe ich die Ehre mich Ihnen zu empfehlen. (Für sich im Abgehen) Wenn meine Frau nicht Baronin Brandall wird, so bleibe ich Zeit Lebens Jungfer (ab).

Zwölfter Auftritt.

Der Baron und Peter.

Peter. Ich dächte, Ihro Gnaden sollten zugreifen! Eine schöne, junge und reiche Wittwe findet man nicht überall.

Baron (der, ohne auf ihn zu hören, auf und abgegangen ist). Die Baronin weiß, daß sie der Graf liebt; sie behandelt ihn mit vieler Güte; läßt sich seine Bewerbung gefallen! Weiber! Weiber!

Peter (der ihm zugehört hat). Ja wohl, Weiber! Weiber! Wie ihr einem das Leben sauer macht!

Baron (wie oben). Da glaubte ich nun einmal ein Weib ohne gleichen gefunden zu haben. Ihr Entschluß, sich nie wieder zu verheurathen, ihren verlornen Gatten ewig zu betrauern, machte mir sie ordentlich verehrungswürdig. — Und auf einmal entdecke ich, daß sie einen Liebhaber hat! Das Phänomen verschwindet, und es wird ein ganz gewöhnliches Weib daraus!

Peter (wie oben). Gewöhnlich oder ungewöhnlich: Weib bleibt Weib.

Baron (wie oben). Aber was geht das mich im Grunde an? — Mag die Baronin Liebhaber haben und begünstigen, so viel sie will; was

kümmert das mich? Ich will nicht hoffen, daß mein Herz dabey interessirt ist? — Nein, zum Glück noch nicht! Von dieser Seite bin ich ganz ruhig! — Ganz ruhig! — Aber es hätte können werden; das fühle ich! — Ein Glück, daß ich noch zur rechten Zeit dahinter gekommen bin!

Peter. Aber, gnädiger Herr, wie können Sie ihr denn —

Baron. Ach bist du da? Ich glaubte, ich wär allein! — Was willst du?

Peter. Ich meine, wie Ihro Gnaden der Baronin verdenken können, daß sie sich einen Liebhaber zugelegt hat? Bedenken Sie nur, wie einer jungen Wittwe zu Muthe seyn muß, wenn ihr die Zeit lang wird! Wenn ich wie Ihro Gnaden wäre, ich ließ mir das nicht zweymal sagen, was Ihnen da Lottchen gesagt hat. Ich stäche den Grafen aus. Ihro Gnaden sind viel hübscher und jünger, als er.

Baron. Schweig, und mach mir den Kopf nicht warm! (geht auf und ab.)

Peter (für sich). Nun meinetwegen! — wenn ich nur wüßte, ob etwa Lottchen die Zeit auch lang geworden ist. — Das wäre mir doch nicht

recht! — Noch ärgerlicher wäre mirs aber, wenn ihr bey mir die Zeit lang würde!

Baron (wie oben). Ich werde mich von nun an etwas sparsamer in diesem Hause sehen lassen; und wenn die Baronin den Grafen wirklich heurathet, nach und nach gar verschwinden. — Die Baronin heurathen! Hat sie für das Andenken ihres Mannes so wenig Achtung?

Peter (wie oben). Ey, das heißt auch einer Frau verdammt viel zumuthen, daß sie sich mit dem blossen Andenken eines Mannes Zeit Lebens behelfen soll!

Baron (wie oben). Indessen ich habe ihr einmal mein Wort gegeben, hier zu bleiben; habe ihr versprochen, meine Bücher herüber in ihre Bibliothek schaffen zu lassen; und ich muß Wort halten. (Zu Peter) Geh und hole mir den Menschen her, dem die Baronin die Aufsicht über ihre Bibliothek anvertraut hat. — Doch dort kommt einer. Der pedantischen Figur nach könnte es der seyn.

Drevzehnter Auftritt.

Die Vorigen, der Magister.

Magister. Ich habe nicht die Ehre, von Ihro reichsfreyherrlichen Gnaden gekannt zu seyn: Ich bin Magister Olibrius. Die Hoch- und Wohlgeborne Frau, Anna Aloysia, verwittwete Freyin von Stendall, meine gnädige Frau, über deren Bibliothek ich die Aufsicht zu führen, und der ich über Philosophie, Philologie, Mathematik und Moral inclusive aller Hülfswissenschaften, die dahin nur einschlagen, Vorlesungen zu halten die Ehre habe, hat mir gesagt, Ihro freyherrlichen Gnaden wären gesonnen, Hochdero Büchervorrath, dessen Auswahl sehr vermuthlich ein Innbegriff des guten Geschmacks und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit seyn wird, ihrer Bibliothek einzuverleiben.

Baron (für sich). Der Kerl ist ein Narr! (laut) Mein Bedienter wird Sie hinüber in meine Bibliothek führen. Sie können die Bücher herüberschaffen lassen (ab).

Magister. Wie Ihro freyherrliche Gnaden befehlen.

Vier-

Vierzehnter Auftritt.

Der Magister, Peter.

Peter. Sagen Sie mir, Herr Magister Hor—ribli—

Magister. Bitte meinen Namen nicht zu verunstalten. Ich heisse Olibrius.

Peter. Das ist mir zu eckicht. Also Herr Magister schlechtweg! Sie wissen doch, wen ich meine; denn es giebt doch nur einen hier.

Magister. Wär mir gar nicht lieb, wenn es noch einen meines gleichen gäbe. — Aber was will er, guter Freund?

Peter. Sie sprachen da vorhin von Hülfswissenschaften. Das sind wohl so Wissenschaften, die helfen?

Magister. Ja; so, was wir Lateiner scientias auxiliares zu nennen pflegen.

Peter. So sind Sie wohl gar ein Doctor!

Magister. Doctor Philosophiae, ja!

Peter (entfernt sich von ihm). Hören Sie, da komme ich Ihnen nicht zu nahe! Es hat erst vor einem halben Jahr ein Doctor meinen seligen Vater zu Tode curirt.

Magister. Ha ha ha! Ein solcher bin ich nicht! Ich bin ein Doctor für die Seele, und kein Doctor für den Körper.

Peter. Ach, wenn das ist, so geben Sie meiner Seele einmal etwas ein.

Magister. Da muß ich doch erst die Krankheit wissen, wenn ich Ihn curirensoll.

Peter. Ich bin verliebt!

Magister. Die gewöhnliche Krankheit junger Leute! — Die Philosophie verordnet in dergleichen Fällen, den Gegenstand zu fliehen, der einem eine hoffnungslose Liebe einflößt.

Peter. Da muß die Philosophie in ihrem Leben nicht verliebt gewesen seyn; sonst würde sie aus eigener Erfahrung wissen, daß man in dergleichen Fällen Bley in den Füssen hat. Ich könnte nicht von der Stelle, und wenn man mirs bezahlte.

Magister. Ja, das ist übel! So will ich Ihm einen andern Rath geben, guter Freund: Verlieb Er sich geschwind in ein anders Mädchen, um das erste zu vergessen. Probatum est!

Peter. Hören Sie einmal, das ist gar kein übler Rath! Vermuthlich haben Sie der Frau

Baronin denselben Rath gegeben, weil sie den Grafen heurathen will, um ihren seligen Herrn zu vergessen?

Magister. Wie, die Baronin heurathet?

Peter. Ja, was ich Ihnen sage! Wir hätten sie auch haben können, wenn wir sie gewollt hätten; denn Lottchen hat sie uns angeboten: aber mein Herr hat so seine Launen.

Magister. Weiß Er das gewiß?

Peter. Würde ichs denn sagen? Der Graf war ja vor einer Viertelstunde hier, und Lottchen auch, und mein Herr auch; und da haben sie ein Langes und Breites davon gesprochen?

Magister (für sich). Ach, da werde ich einen Spuck in die Hochzeit machen! Das könnte mich aus dem Brode bringen, wenn sich die Baronin beygehen liesse, wieder zu heurathen; und ich befinde mich gar zu wohl hier!

Peter. Was meinen Sie?

Magister. Ich meine, es ist Zeit, daß wir Seines Herrn Bücher herüber holen. Komm Er! (geht).

Peter. Gleich, Herr Doctor Hor — Hor — der Guckuck mag den verwünschten Namen merken. — Das ist also ein Doctor, der die Seelen curirt! Der wird die Apotheker nicht sehr reich machen (ab).

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Magister, hinter ihm Peter mit einem grossen Packe Bücher.

Peter (indem er niedersezt). U — a! Hätte ich doch in meinem Leben nicht geglaubt, daß die Gelehrsamkeit so erschrecklich schwer wäre.

Magister. Kleinigkeit! Minutiae quam parvulissimae! Ich trage wohl zehnmal mehr Bücher in meinem Kopfe herum, als hier sind!

Peter. Was Sie sagen! Daher kommt es also, daß Sie immer so krumm gehen. Und was machen Sie denn mit so vielen Büchern in Ihrem Kopfe?

Magister. Ich nähre meinen Geist damit.

Peter. Hm! Sehr fett wird er eben nicht dabey werden! denn diese Nahrung scheint mir verdammt trocken zu seyn.

Magister. Er spricht, wie Ers versteht! Warte Er indessen hier. Ich will hinüber in die Bibliothek gehen, und erst Platz machen (ab).

Peter. Schon gut!

Zweyter Auftritt.

Peter allein, dann Charlotte.

Es ist doch immer wahr, was ich einmal gehört habe: die Kinder und die Verliebten soll man nie allein lassen.— Wenn ich unter Leuten bin, so gehts noch ganz leidlich: aber so wie ich allein bin, so fängt michs an hier im Herzen zu drücken und zu drängen, daß ichs kaum aushalten kann. Und wenn ichs nur wegkriegen könnte; obs noch ein Restchen von Lieschen ist, das sich etwa noch darinnen erhalten hat, oder obs Lottchen ist?— Ich glaube beynahe, es ist Lottchen— Wenns nicht etwa Lieschen ist?

Charlotte (hinter ihr Johann mit zwey Stühlen). Stell Er sie nur hieher, und bring Er noch einen oder zwey heraus.

Peter (der indessen auf seinem Bücherpack saß, steht auf und sezt sich auf einen von den St.hlen).

Charlotte. Was machst denn Du da?

Peter. Da hab ich von meinem Herrn Bücher herüber getragen; das ist lauter Moral, und Ey — Ey — weiß der Guckuck, wie es der Magister nannte.

Charlotte. Ey, dein Herr könnte meiner Frau etwas Gescheuteres schicken! Wir haben solchen Bettel ohnehin genug!

Peter. Bettel? Der Magister sagt, das nährt den Geist.

Charlotte. Ey, so mag er seinen eigenen damit ernähren; denn der ist so dürr, wie ein Windhund.

Peter. Nun höre, der Magister ist doch so dumm nicht, wie er aussieht. Er hat mir vorhin einen Rath gegeben, der gar nicht zu verachten ist.

Charlotte. Laß doch einmal hören!

Peter. Ja, ich wollte dir ihn gern sagen, wenn ich ihn nicht selbst wieder vergessen hätte.

Charlotte. So mag auch nicht so gar viel daran gewesen seyn!

Peter. Höre, Lottchen — weißt du was, setze dich her zu mir; es plaudert sich besser, wenn man sizt.

Charlotte. Ey ja doch! Für uns habe ich gerade die Stühle herstellen lassen!

Peter. Nicht für uns?

Charlotte. Die Baronin wird gleich kommen, und sich vom Magister vorlesen lassen.

Peter. Ach, das ist was anders! (aufstehend) Ich kanns ja auch stehend verrichten — Höre, Lottchen, ich habe dir eine Frage zu thun, aber du mußt mir versprechen, ganz aufrichtig zu antworten.

Charlotte. Aus welchem Säculum bist du denn, daß du von einem Mädchen Aufrichtigkeit verlangst? — Aber laß doch hören!

Peter. Sieh nur, es drückt und drängt mich so hier im Herzen. Es ist mir ordentlich, als hätte ich eine Art von Magenkrampf darin.

Charlotte. So wirds auch im Magen seyn, wo dichs drückt, und da mußt du einen Doctor fragen, und nicht mich!

Peter. Nein, nein, es ist im Herzen. Ich sagte das nur gleichnißweise.

Charlotte. Nun? Und was geht mich dein Herzdrücken an?

Peter. Ja, das wollt ich eben wissen, obs dich etwas angehet? Sieh nur, ich kann nicht recht dahinter kommen, ob es noch ein Restchen von Lieschen, dem Kammermädchen der Wilhelmine ist, das sich etwa noch in einem Winkel erhalten hat; oder ob du es bist, was mich drückt? Sage mirs, wenn du es bist, damit ich nur weiß, woran ich bin! He?

Charlotte. Narr, wie kann ich denn das wissen? — Und wie jezt die Sachen stehen, so wäre dirs eben nicht sonderlich zu wünschen, daß ich dich im Herzen drücke.

Peter. Warum denn nicht? Bist du denn etwa gewohnt, gar zu unbarmherzig zu drücken?

Charlotte. Das nicht; aber du hast vorhin selbst gehört, wie sich dein Herr dabey nahm, als ich ihm den Rath gab, sich an die Baronin zu machen. Und nicht wahr, du bist nicht gesonnen, von deinem Herrn wegzugehen?

Peter. In meinem Leben nicht! Ich habe es gar zu gut bey ihm, und er hat mir versprochen, mich bis übers Jahr zum Kammerdiener zu machen; und dann bin ich geborgen.

Charlotte. Nun sieh, ich bin mit der Baronin in demselben Falle. Wenn also, wie es scheint, aus ihr und deinem Herrn kein Paar wird, so wird aus uns beiden auch nichts. Wir thun also am besten, wir lassen uns die Heurathsgedanken vergehen.

Peter. Auf die Art hast du wieder Recht. Aber ich versichere dich, es wäre Jammer und Schade, wenn wir beide nicht zusammen kämen. Ich gönnte dir so einen Mann, wie ich bin, von Grund des Herzens.— Weißt du was? Wie wärs, wenn ich mit der Baronin ein Wörtchen aus der Sache spräche? Sie hat viel Freundschaft für meinen Herrn; mein Herr hat viel Freundschaft für sie; sie könnten einander also wohl die Freundschaft erweisen, sich in einander zu verlieben. Mit dem Heurathen giengs dann von selbst!

Charlotte. Schweig, da kommt die Baronin.

Peter. Laß mich nur machen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, die Baronin, der Magister.

Die Baronin. So wollen wir also anfangen zu lesen. Lottchen geh, und sage, daß man Niemanden hereinläßt, damit wir nicht gestört werden. (Charlotte ab) Man könnte es wohl dem Baron sagen lassen. (Sie erblickt Peter, der sich indessen zurückgezogen hatte) Ach, da ist ja Peter! Wo ist Sein Herr?

Peter. Zu Hause, Ihro Gnaden.

Baronin. Sage Er ihm, daß ich ihn erwarte.

Peter. Gleich! — Ich hätte Ihro Gnaden etwas für mich zu sagen — in aller Unterthänigkeit und Demuth, wie sichs versteht.

Baronin. Und das wäre?

Peter. O es hat schon Zeit! Es ist auch nur eine Kleinigkeit! Im Ernst so gut, als gar nichts — — hernach, wenn ich Ihro Gnaden Befehl ausgerichtet habe! (ab).

Vierter Auftritt.

Die Baronin, der Magister.

Baronin (im hingeworfnen Tone). Sie sagen also, Sie sind mit der Bibliothek des Barons nicht zufrieden, Herr Magister?

Magister. Nein, Ihro Gnaden! Die Auswahl ist gar nicht mit Geschmack und Gelehrsamkeit gemacht. Ich habe wohl zwanzig Bände durchgeblättert, ohne ein einziges Citatum eines Griechen oder Lateiners anzutreffen; lauter neuere Werke! Nichts, als schön klingende Phrasen, Empfindeleyen, Spitzfindigkeiten und Witz! Nichts, als Witz!

Baronin. Nun? Und hatten denn die Alten nicht auch Witz?

Magister. Erlauben Sie! Bitte unterthänigst um Verzeihung. Sie hatten auch welchen! Distinguo, aber von einer andern Sorte, von einer ganz andern Sorte!

Baronin. Und was ist denn unter dem Witz der Aeltern und der Neuern für ein Unterschied?

Magister. Ich habe lezthin irgendwo etwas darüber gelesen; ich will sehen, ob ich es noch behalten habe. Man stelle sich, sagte dieser Au-

tor eine Kokette vor: Ihre Kleidung ist gesucht; statt der Grazie hat sie Schminke und Puder, statt des Gesichts nur Mienen. Sie handelt nicht, sie gesticulirt; sie sieht einen nicht an, sie schielt nur, sie reizt nur; sie beschäftigt nicht, sie unterhält nur für den Augenblick. Man hält sie für schön; in meinen Augen ist sie lächerlich. — Einer solchen Kokette, sagt mein Autor, gleicht der Witz unsers Zeitalters.

Baronin. Weiter!

Magister. Der Witz der Alten hingegen, fährt er fort, ist eine männliche Schöne, so männlich, daß man sie muß schön finden wollen, um sie schön zu finden. Sie ist so einfach in ihrem Betragen, daß man keine Spur von Weltton in ihr entdeckt. Sie ist mehr ernsthaft, als einnehmend; aber hat man einmal den Muth, sich in sie zu verlieben, so steh ich dafür, daß man sie gewiß recht liebenswürdig finden wird.

Baronin. Ich verstehe Sie: Sie wollen damit sagen, die Neuern sind geschraubt und affectirt, und die Alten plump.

Magister. Gott bewahre! Erlauben Sie: Eine solche Blasphemie gegen die Alten läßt sich Magister Olibrius nicht zu Schulden kommen.

Baronin. Lassen wir das jezt. — Was werden Sie uns heute vorlesen?

Magister. Ich wollte Ihnen eine Abhandlung über die Geduld lesen. Es ist ein vortrefliches Kapitel über den Wittwenstand darin.

Baronin. Gehen Sie mir mit Ihrer Abhandlung über die Geduld! So etwas anzuhören, das müßte ja um die Geduld zu verlieren seyn.

Magister. Auch wahr! (wichtig und gezogen) Und das Kapitel über den Wittwenstand wird für Ihro Gnaden eben auch nicht so gar sehr interessant mehr seyn, da Sie ohnehin den Herrn Grafen bald heurathen.

Baronin. Ich? Den Grafen?

Magister. Ich möchte Ihro Gnaden gern zu dieser Vermählung Glück wünschen; aber verzeihen Sie, ich könnte es unmöglich aus gutem Herzen thun; denn ich sehe vorher, daß mich dieser Vorfall um meine Stelle bringt. Ich gleiche einem Freykorps, das man nur während des Krieges anwirbt und in Friedenszeiten wieder abdankt. Ich half Ihnen während Ihres Wittwenstandes gegen Ihre Leidenschaften Krieg führen; da aber jezt Ihro Gnaden mit ihnen

Friede machen, so werde ich natürlicherweise reducirt.

Baronin (aufgebracht). Aber was wollen Sie denn mit Ihren Leidenschaften, mit denen ich Krieg hätte, und Frieden machte? In der That, in einem Kriege gegen die Leidenschaften müßten Sie vortrefliche Dienste leisten; denn Ihre Figur ist recht dazu gemacht, um sie alle auf den ersten Anblick in die Flucht zu schlagen.— Aber darf ich fragen, wo Sie das schöne Mährchen von meiner bevorstehenden Heurath her haben?

Magister. Erlauben Ihro Gnaden, Jungfer Charlotte hat es Petern gesagt; dieser hat mirs wieder erzählt: Und noch dazu hat sie es ihm mit dem Zusatz gesagt, daß alsdann mein Reich in diesem Hause ein Ende haben würde. Auch wie ich aus Peters Relation zu schliessen allen Grund und Ursache habe, hat ermeldete Jungfer Charlotte dem Herrn Baron Ihro Gnaden Hand angeboten.

Baronin. Dem Baron meine Hand angeboten?

Magister. Wie ich Ihro Gnaden sage!

Baronin (in heftiger Wallung). Ich erstaune! Eine Unverschämtheit ohne Gleichen! Muß mich

der Baron nicht für närrisch halten? Denn natürlicher Weise wird er glauben, das sey auf mein Anstiften geschehen. — Und was hat der Baron darauf geantwortet?

Magister (der sich indessen mit heimlicher Schadenfreude die Hände gerieben hat). Kann nicht dienen, Ihro Gnaden! Darüber schweigen meine Quellen! (Diese Worte sagt er mit einer gewissen geheimnißvollen Miene, als ob er zurückhielte.)

Baronin (aufgebracht auf und ab gehend). Unbegreiflich! Die Hand einer ehrlichen Frau so gleichsam zu Markte zu tragen! Sie auszubieten! Ich sehe schon den Baron, wie er auf zehn Schritte zurück springt!

Magister (wichtig geheimnißvoll). Hm! Zurückgesprungen ist er nun gerade nicht! aber —

Baronin. Also Sie wissen doch, was er geantwortet hat? Heraus damit! Ich will es wissen!

Magister. Wenn Ihro Gnaden durchaus befehlen. Er hat Sie rund ausgeschlagen! — (boshaft) Jedoch nicht ohne einen kleinen Ausruf der Verwunderung, gleichsam — sagte Peter — gleichsam

sam als fiel es ihm auf, daß man ihm einen solchen Antrag machte — sagte Peter Jhro Gnaden, nicht ich!

Baronin. Diesen Ausruf hätte er sich ersparen können! Ich finde ihn äusserst beleidigend und unartig! — Doch vielleicht hat ers auch nicht so gemeint. Er hat Widerwillen gegen das Heurathen; er weiß, daß ich auch welchen dagegen habe. Seine Weigerung galt also mehr dem Antrage selbst, als dem Gegenstande, der ihm angetragen wurde. Aber nur vor den Dienstleuten hätte er das nicht thun sollen. Er gab mich dadurch ihren Spöttereyen preis! — Es giebt keine Lage in der Welt, die einen der Schuldigkeit höflich zu seyn und Rücksicht zu nehmen, entledigte!

Magister. Da machen Jhro Gnaden eine sehr scharfsinnige Bemerkung!

Baronin (mit steigendem Verdruß). Aber ich werde das zu ahnden wissen! Meine Ehre ist im Spiel, das geht mich geradezu an! Es gränzt an Verachtung! Nein, nein, Herr Baron! Bleiben Sie Jhrer Wilhelmine treu, verehren Sie ihr Andenken, wie Sie wollen, nur mich lassen Sie nicht darunter leiden! Nur nicht auf Kosten

meiner Ehre, wenn Sie wollen die Güte haben! Ich bin ganz und gar nicht gesonnen, mich zu verheurathen, aber ich will auch nicht, daß man mich ausschlägt!

Magister (für sich). Bravo; das wirkt besser, als ich hoffte. (laut) Erlauben Ihro Gnaden, was wird also aus mir? Bleibe ich in Ihrem Dienst? Habe ich keinen Abschied zu fürchten?

Baronin. Sie haben weder den Grafen, noch den Baron zu fürchten. Ich gebe Ihnen hiemit mein Wort —— Nehmen Sie Ihr Buch, und lesen Sie. Es ist nicht der Mühe werth, daß wir auf den Baron warten. (Der Magister zieht ein Buch aus der Tasche).

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Peter.

Peter. Mein Herr läßt sich zu Gnaden empfehlen. Er hat nur noch jemanden abzufertigen, und wird in einigen Minuten hier seyn. Er läßt bitten, ein wenig auf ihn zu warten.

Baronin. Ist nicht nöthig! — (zum Magister) Nur zu!

Peter. Wenn mir Ihro Gnaden jezt erlauben wollen, Ihnen das zu sagen, was ich auf dem Herzen habe —

Baronin. Nun, was will Er? Nur heraus damit!

Peter. Aber ich getraue mirs kaum! Ihro Gnaden sehen so böse aus!

Baronin. Ich? — Sehe ich wirklich böse aus, Magister?

Magister. Im geringsten nicht! Seelenruhe und Freundlichkeit herrschen in jedem Ihrer Gesichtszüge.

Peter. So herrscht diese Freundlichkeit dießmal mit einem sehr verdrüßlichen Gesicht darin.

Baronin. Aber werde ich bald erfahren, was Er mir zu sagen hat?

Peter. Wenn Ihro Gnaden also erlauben, so findet Jungfer Charlotte an meiner Figur einiges Behagen, so wie ich an der ihrigen; und wir beide würden sogleich Handels eins mit einander seyn, wenn Ihro Gnaden die Gnade für uns haben wollten, sich ein wenig in meinen Herrn zu verlieben. Ihro Gnaden sind so eine liebe, junge, schöne Dame; und mein Herr, ohne

Ruhm zu melden, ein Cavalier, der sich gewaschen hat.

Baronin. Sieh, sieh! Das stimmt so ziemlich mit dem zusammen, was Sie mir vorhin sagten, Magister!

Peter. Man spricht freylich auch vom Herrn Grafen, den Ihro Gnaden heurathen wollen. Ich habe allen Respekt vor den Grafen: aber wenn ich ein Frauenzimmer wäre, so wäre mir ein Baron von dreyssig Jahren immer zehnmal lieber, als ein Graf mit funfzig; Und mein Herr ist um keine Stunde älter, als dreyssig.

Baronin. Seine Naivetät gefällt mir! — (zu Peter) Er hat Recht, guter Freund; aber man hat mir gesagt, daß mich sein Herr nicht mag?

Peter. Das ist wahr! Er ist in Ihro Gnaden ganz und gar nicht verliebt. Lottchen und ich haben ihm auch schon deshalb den Text gelesen. Aber er ist eine seelengute Haut von einem Menschen; man kann ihn um einen Finger wickeln, wenn man mit ihm umzugehen verstehet. Ich versichere Ihro Gnaden, Sie könnten ihn gleich herum bringen, wenn Sie so, wie soll ich sagen? — so ein wenig mit ihm zu liebäugeln anfiengen! Ihro Gnaden verstehen mich schon!

Baronin. Nun, Magister? Was sagen Sie nun? Sehen Sie, was ich für eine alberne Rolle spiele? Macht mich die Unbesonnenheit des Barons nicht lächerlich? Sich vor Dienstleuten so blos zu geben!

Peter. Ich glaube gern, daß mein Herr eine Unbesonnenheit begangen hat; das ist nicht die erste, und wird nicht die lezte seyn. Das kann jedem ehrlichen Manne passiren. Ihro Gnaden müssen ihm aber das nicht so hoch anrechnen! Er hat den Kopf noch von Fräulein Wilhelmine voll, und da —

Baronin. Schweig Er! Jezt habe ich genug. —

Peter. Ihro Gnaden müssen nicht ungnädig auf mich werden! Ich habe Ihro Gnaden das nur so zur Ueberlegung gegeben.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Charlotte.

Die Baronin. Eben recht, daß Sie kommt, Jungfer Charlotte! Wir haben ein Ey mit einander zu schälen. Nur näher. Und Er bleibt auch da, guter Freund! (zu Peter)

Charlotte. Ich verstehe Ihro Gnaden nicht!

Peter (leise zu ihr). Du wirst gleich hören, wie ich unsere Sache eingefädelt habe.

Baronin. Sag Sie mir doch, Jungfer, wann wird Sie denn meine Heurath mit dem Grafen vollends in Richtigkeit bringen?

Charlotte (zu Peter). Du bist ein Schaafskopf!

Peter. Höre nur weiter!

Magister (lacht heimtückisch).

Charlotte (für sich). Warte, du sollst auch nicht lange mehr hier lachen.

Baronin. Nun? Bekomme ich bald eine Antwort? Ich frage, wann Sie meine Heurath mit dem Grafen vollends in Richtigkeit bringen wird?

Charlotte. Ich weiß nicht, wie ich zu dieser Frage komme, gnädige Frau.

Baronin. Nun ich habe eben gehört, daß Sie mich mit dem Grafen zu verheurathen gedenkt, weil der Baron, dem Sie mich auch angetragen hat, meine Hand ausschlägt, troz allem, was Sie ihm auch zu meinem Besten gesagt hat.

Charlotte. Ich bewundere, was eine Sache für eine sonderbare Gestalt gewinnen kann, und wenn sie auch an sich noch so unschuldig ist, so bald sie (Petern anschauend) ein solcher Esel wieder erzählt!

Peter. Ich glaube, die Jungfer stichelt auf mich?

Baronin. Ich dächte, hier wäre eben von keiner Gestalt die Rede, die diese Sache erst durch die Erzählung angenommen hätte: Sie liegt ja ganz natürlich vor Augen!

Charlotte. Da wette ich nun, daß Ihro Gnaden böse auf mich werden! daß Sie behaupten werden, ich habe Unrecht!

Baronin. Wie, und Sie wäre unverschämt genug, mir das abzuläugnen? Hat Sie nicht den Baron gebeten, sich in mich zu verlieben, damit Sie den Schöps hier heurathen kann?

Peter. Siehst du? Da hast dus? —

Baronin. Und was ist denn das mit des Grafen Liebe für eine Geschichte? Sie ist also die Vertraute einer Leidenschaft für mich, von der ich selbst keine Sylbe weiß? Wer sich das vorgestellt hätte! Ich sitze in meiner Einsamkeit,

hänge der Betrübniß über den Verlust meines Gatten nach, und Sie bietet indessen mein Herz und meine Hand aus; selbst an Leute, die mich nicht mögen! Ich werde ausgeschlagen, leide Demüthigungen, habe Liebhaber, welche hoffen: und ich weiß von allem dem nichts! Ein Weib in meiner Lage ist doch wirklich zu beklagen! Wie man mit mir umgeht! Jezt fühle ich erst, was ich mit meinem Manne verloren habe!

Peter (zu Lottchen mit traurigem Tone). Jezt wirds wohl mit uns beiden nichts werden!

Baronin. Ich hätte das in der That nicht von Ihr erwartet, Lottchen! Ich hätte Ihr mehr Anhänglichkeit und Achtung für mich zugetraut!

Charlotte. So gehts uns armen Dienstleuten! Wenn wirs mit unserer Herrschaft noch so gut meinen, so weiß man es uns keinen Dank! Gelingen uns unsere guten Absichten, so haben wir nichts, als unsere Schuldigkeit gethan; schlagen sie fehl, so haben wir noch obendrein Scheltworte und Kränkungen für unsern guten Willen.

Peter. Und werden Schöpse gescholten?

Magister (im wichtigen Tone). Besser wärs bey allem dem, wenn dieser verdrüßliche Vorfall gar nicht Statt gehabt hätte.—

Baronin. Was wollte ich darum geben! Gewiß giebt es keine Frau in der Welt, die mehr Abneigung gegen den Ehestand hat, als ich. Ich habe den einzigen Mann verloren, den ich lieben konnte, und werde gewiß nie wieder heurathen. Bey allem dem sind dergleichen Vorfälle für eine Frau immer sehr nachtheilig. Der Baron, zum Beyspiel, hat mich ausgeschlagen. Meine Eigenliebe ist dadurch ganz und gar nicht gekränkt oder beleidigt; nur die Art, wie er es gethan hat, verdrießt mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe; denn wenn er mich auch wirklich liebte, so würde ihm das zu nichts helfen. Aber kurz, man hat mich ihm angetragen, und er hat mich ausgeschlagen, das ist sicher. Wer steht mir dafür, daß er sich nicht etwa damit rühmt? Und wenn er das thut, was kann der Erfolg davon seyn? So etwas wirft ein nachtheiliges Licht auf eine Frau; sie verliert dadurch in der allgemeinen Achtung; alles wird kalt wie Eis gegen sie. — Ich rede hier nicht von den Herzen, denn was gehen mich alle Männerherzen der Welt an? Aber man kann ohne die Achtung der Menge nicht leben; und diese Achtung gründet sich auf die Meinung der Leute. Die Meinung ist es, die uns alles giebt, und alles nimmt. Das geht

so weit, daß ich nach diesem Vorfalle, wenn ich mich auch wieder verheurathen wollte — bemerken sie wohl, ich setze nur den Fall — daß ich, wenn ich auch wieder heurathen wollte, schwerlich jemanden finden würde, der sich mit mir einliesse; weil es eben nicht sehr schmeichelhafr für einen Mann ist, die Eroberung einer Frau zu machen, die von einem andern ausgeschlagen worden ist. Ich glaube sogar, der Graf würde seine Absichten auf mich aufgeben, wenn er diesen Vorfall erführe.

Peter (für sich). So eckel wär' ich nun nicht!

Charlotte. Ich behaupte, daß der Baron ein Heuchler ist, gnädige Frau! wenn er Sie wirklich im Ernste ausschlug. Warum weigerte er sich so sehr, dem Grafen das Wort bey Ihnen zu reden, als ich ihn darum bat? Und das that er mit einer Art, als wäre er ordentlich piquirt.

Baronin. Was soll das heissen, piquirt? Was willst du damit sagen? Soll er gar etwa noch eifersüchtig auf den Grafen seyn? Das wäre wieder etwas Neues.

Charlotte. In der That, gnädige Frau, ich glaube, er ist wirklich eifersüchtig; wenigstens sah er mir so aus. Urtheilen Sie selbst davon: Er

fragte mich, wie der Graf bey Ihro Gnaden steht, wie Sie ihn bey sich aufnehmen? Ich antwortete ihm, Sie sehen ihn gerade nicht mit Abneigung. — "Nicht mit Abneigung?" antwortete er mit ausserordentlichem Verdrusse. "So verlohnt sichs der Mühe nicht, daß ich mich erst darein menge!" Nach einer solchen Aeusserung, wer konnte da wohl anders, als glauben, daß der Baron selbst Absichten auf Ihro Gnaden hätte? Das brachte mich auch eigentlich zur Sprache, und er mag auch sagen, was er will, so wette ich, daß es in seinem Herzen ganz anders aussieht, als er redet. Ich wette, was man will, er liebt Ihro Gnaden!

Peter (für sich). Das ist er alles im Stande!

Baronin. Ich weiß nicht, woran ich bin! Wie soll ich mich nun gegen ihn benehmen? — In der That, ich bin in der peinlichsten Ungewißheit. —

Magister. Erlauben Ihro Gnaden, die Philosophie lehrt uns in dergleichen Fällen ein Axiom, das Ihnen hier von Nutzen seyn kann, und das ich mich daher Ihnen unterthänig zu communiciren für verpflichtet halte. Es heißt folgender Gestalt. Der Eifersüchtige wünscht

den Gegenstand zu besitzen, den er liebt! Da es nun erwiesen ist, daß der Herr Baron Ihro Gnaden bestimmt und deutlich ausschlug —

Baronin. Mich bestimmt und deutlich ausschlug! Sie haben sehr unartige Ausdrücke, Herr Magister!

Charlotte. Es ist gar nicht an dem, daß er Sie bestimmt ausschlug. Fragen Ihro Gnaden nur den Herrn Grafen, was er von des Herrn Barons Weigerung denkt.

Baronin. Wie? Der Graf war dabey?

Charlotte. Als sich der Baron weigerte, ihm das Wort bey Ihro Gnaden zu reden, ja!

Baronin. Ach, das ist etwas anders! Nun, und was denkt der Graf davon?

Charlotte. Er hält den Baron für seinen Nebenbuhler bey Ihnen.

Baronin. Mir ists nicht genug, daß er ihn dafür hält; der Baron müßte es auch seyn? Nur das könnte mich für den Schimpf, den mir seine Weigerung beynahe öffentlich angethan hat, rächen. Aus Eifersucht muß er sich geweigert haben, das ist zu meiner Genugthuung nothwendig! Ich frage für mich selbst eben nicht viel

darnach, was man im gemeinen Leben die weibliche Ehre nennt; diese ist meistentheils nur ein Hirngespinnst, ein Vorurtheil: Aber dieses Vorurtheil ist einmal angenommen und festgesezt; man muß es pflegen, muß darauf halten, weil es der äusserliche Schmuck des Weibes ist. Die Menschen beurtheilen uns darnach, und man muß in diesem Falle wie die Menschen denken, oder nicht unter ihnen leben. Was wird nun aus mir, wenn der Baron nicht eifersüchtig ist? Ist ers, oder ist ers nicht? Bis jezt läuft es nur auf ein albernes Vielleicht hinaus, und meine Ehre leidet darunter. Auf der andern Seite bin ich von einem Menschen geliebt, den ich ganz und gar nicht mag! — Ich muß der Sache auf den Grund kommen!

Magister. Ich an Ihrer Stelle, gnädige Frau! würde die ganze Sache mit einem verächtlichen Stillschweigen großmüthig übergehen!

Baronin. Aber ich nicht! Was wissen Sie Bücherwurm denn davon, wie einer Frau zu Muthe ist, deren Ehre compromittirt ist!

Peter (für sich). Am Ende sieht mir mein Herr noch über die fatale Geschichte nach den Ohren!

Charlotte. Aber Ihro Gnaden nehmen die Sache auch gar zu hoch auf. Wer es nicht besser wüßte, sollte glauben, ich hätte in der Welt das Unterste zu oberst gekehrt; und was ich that, habe ich aus gutem Herzen gethan.

Baronin. Aus gutem oder bösem Herzen, die Folgen sind doch immer dieselben. Da kommt der Baron. — Daß keines weggeht; es liegt mir daran, daß ich Zeugen habe. (Peter zieht sich zurück.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, der Baron.

Baron. Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, daß ich auf mich habe warten lassen.

Baronin. Keine Ursache, Herr Baron! Wir lesen um zehn Minuten später, das ist der ganze Schaden.

Baron. Ueberdem glaubte ich auch, der Graf wäre bey Ihro Gnaden; und eilte um so weniger, weil ich Sie in guter Gesellschaft vermuthete.

Baronin (den Baron scharf beobachtend). Man hat mir gesagt, daß Sie den Grafen heute gesprochen haben.

Baron. Das hab ich!

Peter (für sich). Wenn ich mich nur aus dem Staube machen könnte.

Baronin (wie oben). Der Graf ist ein sehr rechtschaffener Mann.

Baron. Das ist er, und ein vortreflicher Gesellschafter; besonders für Damen, die an der Melancholie leiden.

Baronin. Er ist ein sehr guter Freund von mir.

Baron. Von mir auch.

Baronin (wie oben). Ich wußte gar nicht, daß sie einander so gut kennten. Er besucht mich dann und wann, und er ist fast der einzige Freund meines seligen Gemahls, den ich noch zuweilen sehe. Er schien mir dieser Auszeichnung würdig zu seyn. Was sagen Sie davon?

Baron. Darin haben Ihro Gnaden vollkommen recht. Ich denke ganz wie Sie, er verdient diese Auszeichnung.

Baron (leise zu Lottchen). Findest du eine Spur von Eifersucht am Baron?

Baron (für sich). Der Herr Graf und seine Verdienste machen mir recht Langeweile! (laut) Ich glaubte, meine gnädige Frau, es sollte etwas gelesen werden?

Baronin. Wenn Ihnen die Unterhaltung kein Vergnügen macht, so lesen wir.

Baron. Kein Vergnügen? Sie geben da meinen Worten eine falsche Deutung.

Baronin. Jezt kannst du gehen, Lottchen. (Charlotte und Peter gehen ab). Sie, Herr Magister, entfernen Sie sich nicht zu weit; ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Sie brauche. (Der Magister ab.) Ehe wir zu lesen anfangen, habe ich etwas mit Ihnen zu reden, Herr Baron. Es handelt sich um eine Erklärung, die mich mehr betrift, als Sie; und ich bitte Sie, haben Sie die Gefälligkeit, mir mit der möglichsten Aufrichtigkeit meine Frage zu beantworten.

Baron. Ich bin ganz Ohr, gnädige Frau.

Baronin. Der Graf liebt mich; das habe ich erst jezt erfahren; denn ich wußte kein Wort davon.

Baron (spöttisch). Sie wußten nichts davon?

Baronin. Ich sage die Wahrheit.

Baron. Das ist eine sehr unwahrscheinliche Wahrheit!

Baronin. Und doch darum nicht weniger wahr! (etwas beleidigt) Indessen ist es gewissen Leuten erlaubt, daran zu zweifeln, wenn es ihnen Vergnügen macht.

Baron. Ich bitte Ihro Gnaden um Verzeihung, daß ich so ungeschickt war, gerade heraus zu sagen, was ich denke!

Baronin. Sagen Sie mir, hatten Sie gegen Wilhelmine eben den Humor? Es sollte mich dann nicht wundern, daß sie in ein Kloster gieng?

Baron. Gerade den nämlichen, gnädige Frau! Sie fand Behagen daran, und Ihro Gnaden finden ihn nicht nach Ihrem Geschmack: das thut mir leid!

Baronin. Aber wenigstens hörten Sie sie doch an, wenn sie mit Ihnen sprach? Hören Sie mich also auch an. Lottchen hat Sie vorhin gebeten, dem Grafen das Wort bey mir zu reden; und Sie haben das abgelehnt.

Baron. Ich glaube nicht, daß Sie mir den Proceß deswegen machen werden? Der Graf ist ein Liebhaber; Ihro Gnaden sagten mir, Sie

möchten keinen Liebhaber: Ich glaubte also, ich würde mit meiner Fürsprache nicht viel Ehre einlegen. — Indessen wenn sich Ihro Gnaden mittlerweile etwa anders besonnen haben sollten — —

Baronin. Im geringsten nicht! und sagen Sie mir, wer kann die Liebe eines Menschen wohl erwiedern, den man nicht mag? Aber ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen, Baron? Sie sind so kurz abgebrochen, so lakonisch!

Baron. Und ich begreife Sie nicht, gnädige Frau! Ich begreife gar nicht, warum Sie sich so viele Mühe geben, Ihre wahren Gesinnungen vor mir zu verbergen? Fürchten Sie etwa meine Bemerkungen darüber? Thun Sie sich meinetwegen keinen Zwang an. Ich weiß, was man dem menschlichen Herzen zu gute halten muß, und sehe in dieser Sache gar nichts Ungewöhnliches.

Baronin (äusserst aufgebracht). Nein, in meinem ganzen Leben war ich nicht so zum Zanken aufgelegt! (sie will gehen.)

Baron (sie aufhaltend). Aber gnädige Frau, alles das war ja nur so gesagt! Ich bitte, haben Sie die Gnade auszureden.

Baronin. Ich weiß gar nicht, wie Sie heute sind. Sonst sind Sie so gut, so achtungswürdig, so freundschaftlich, wenn Sie es seyn wollen; und jezt finde ich Sie gar nicht wieder! Sie sind brausend, gar nicht so sanft und gelassen, wie sonst! — Nun wohl, lassen Sie mich zum Schluß kommen. — Wo war ich denn eigentlich?

Baron. Beym Grafen, der Ihnen mißfällt.

Baronin. Diesem Grafen also, der mir mißfällt, haben Sie nicht wollen das Wort bey mir reden, als Sie Lottchen darum bat. Sie hat mir sogar gesagt, Sie wären ein wenig piquirt über ihren Antrag gewesen.

Baron. Etwas kann wohl an der Sache seyn.

Baronin. Das war doch einmal geantwortet; und in der ganzen Zeit, die ich mit Ihnen sprach, erkenne ich Sie in dieser Antwort zum erstenmal wieder. — Daraus hat nun Lottchen geschlossen, daß ich Ihnen eben nicht mißfiel.

Baron (mit einer Verbeugung). Das wird Ihrem Scharfsinn eben nicht viel Anstrengung gekostet haben.

Baronin. Nun, man kann nicht nach Jedermanns Geschmack seyn! Lottchen hat es gut ge-

meint. Sie hat geglaubt, Sie wären ein Mann, der sich für mich schickte; und in dieser Rücksicht hat sie Ihnen meine Hand angeboten, als ob sie darüber zu schalten und zu walten hätte. Sie nimmt sich manchmal dergleichen unschuldige Freyheiten bey mir heraus, weil ich ihr ihren Willen lasse. — Nun sagt sie mir aber, Sie hätten ihren Antrag mit einer Art von Verachtung abgelehnt.

Baron. Mit Verachtung? — Gnädige Frau, wie können Sie so etwas von mir glauben? Das übersteigt das Fabelhafte, sogar das Unmögliche!

Baronin. Nur ruhig! Jezt also zu meiner Frage: Haben Sie Lottchens Antrag abgelehnt, weil Sie die Liebe des Grafen zu mir verdroß? Oder haben Sie sie blos abgelehnt, wie eine Sache, mit der man weiter nichts zu schaffen haben will? Sagen Sie mir, war es aufgebrachte Eifersucht? Denn unserer Verabredung ungeachtet hätte doch Ihr Herz wohl können von dem meinigen überrascht worden seyn. — Oder war es wahre Verachtung?

Baron. Diese streichen wir ganz aus; sie ist schlechterdings nicht denkbar! Was die Eifersucht betrift — (er stockt)

Baronin. Reden Sie recht aufrichtig.

Baron (etwas verlegen). Was würden Ihro Gnaden sagen, wenn ich mich unterfienge eifersüchtig zu seyn?

Baronin. Je nun — ich würde sagen — Sie wären eifersüchtig!

Baron. Aber gnädige Frau, würden Sie mir wohl einen Fehler verzeihen, den Sie so sehr hassen?

Baronin. Es geschah also nicht aus Eifersucht, daß Sie Lottchens Antrag ablehnten? Ich bin also beschimpft!

Baron. Beschimpft? Wem könnte das einfallen, Sie zu beschimpfen? Sind Ihro Gnaden ungehalten auf mich?

Baronin. Auf Sie, Baron? Nein, gewiß nicht! Warum sollte ich das auch? Sie verstehen mich nicht! Auf Charlotten bin ich aufgebracht. Ich habe an dem Antrage, den sie Ihnen gemacht hat, nicht den geringsten Antheil; das können Sie glauben. Das mußte ich Ihnen sagen, und das ist vor der Hand alles. Hegen Sie übrigens Gleichgültigkeit oder Haß gegen mich, das gilt mir gleich. Es ist mir sogar lieber, als wenn Sie mich liebten. — Ich sage

Ihnen das nur, daß Sie mich nicht etwa falsch beurtheilen.

Baron. Ich Ihro Gnaden falsch beurtheilen? Ich sah Sie immer im rechten Lichte; und gerade das war es, was mich an Sie kettete. Sie wissen das ja wohl! Seit ich Wilhelminen verloren habe, würde ich es beynahe vergessen, daß man lieben kann, wenn Sie nicht dann und wann von Liebe mit mir sprächen.

Baronin (beleidigt). Wenn ich davon spreche, Baron, so thue ichs gewiß nur in der Zerstreuung! — Herr Magister, kommen Sie! Lesen Sie mir etwas Unterhaltendes, etwas Lustiges!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, der Magister.

Baronin (zum Baron, welcher Miene macht, zu gehen). Wollen Sie gehen, Herr Baron?

Baron. Ich bin noch nicht so weit, gnädige Frau, daß ich an etwas Lustigem Vergnügen finden könnte (geht langsam fort).

Baronin. Was haben Sie da für ein Buch, Herr Magister?

Magister. Es enthält lauter ernsthafte Gegenstände.

Baronin. Nun? Und warum sagten Sie denn das nicht? Warum lassen Sie denn den Baron fortgehen, da Sie hören, daß er in der Laune ist, etwas Ernsthaftes anzuhören?

Magister (lauft ihm nach). Herr Baron! Herr Baron!

Baron (kehrt sich in der Scene um). Was wollen Sie?

Magister. Die gnädige Frau läßt Sie bitten —

Baronin. Ich lasse ihn bitten! — Was soll das heissen? Mir ists nicht eingefallen! Ich will den Herrn Baron nicht geniren?

Baron. Ich bitte Ihro Gnaden um Verzeihung; ich habe in der Zerstreuung einen Fehler gemacht. Es würde gegen alle gute Lebensart seyn, wenn ich dem Vorlesen nicht beywohnte, da Sie mich dazu haben einladen lassen. Erlauben Sie also, daß ich da bleibe.

Baronin. Recht gern! wie es Ihnen gefällig ist. Nehmen wir also Platz (alle setzen sich).

Magister (nachdem er sich vorher geräuspert hat, liest). „Die Vernunft ist ein schätzbares Gut. „Sie macht die wahre Grösse des Menschen aus. „Wer sie im vollen Grade besizt, der besizt jede „Tugend. Nicht der angesehenste, nicht der „mächtigste Mensch ist der größte Mensch, „nein, der vernünftigste ist es."

Baron (der sich unruhig auf seinem Stuhle hin und her bewegt hat). Wenn das ist, so ist wohl der größte Mensch nichts, als ein armseliges Hirngespinnst!

Baronin. Sie müssen aber eingestehen, daß es Menschen giebt, die ungleich mehr Vernunft haben, als andere?

Baron. Hm! Sagen Ihro Gnaden lieber, die weniger Narren sind! das ist eigentlicher!

Baronin. Aber Baron, ich bitte Sie, lassen Sie mir doch ein wenig Vernunft! Ich möchte mich doch nicht so geradezu unter die Narren rechnen.

Baron. Ey, sind Ihro Gnaden nicht ausgenommen? Das versteht sich ja von selbst! Es war ja blos von der Regel die Rede, und nicht von der Ausnahme.

Baronin. Hm! Ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen für dieß Compliment danken soll? (zum Magister) Fahren Sie fort!

Magister (liest). "Da nun die Vernunft ein "so schätzenswürdiges Gut ist, so müssen wir alles "anwenden, um sie zu erhalten und zu pflegen. "Zu dem Ende müssen wir alle Leidenschaften "sorgfältig fliehen. Die Liebe ist eine von die- "sen Leidenschaften." —

Baron. Wie? Die Liebe wäre der Vernunft gefährlich? Das ist nicht wahr! Ich bin in meinem Leben nicht so vernünftig gewesen, als seit ich Wilhelmine liebte!

Baronin (bitter). So sind Sie vielleicht auch eine Ausnahme, Baron! Deswegen hat der Verfasser doch nicht unrecht. Ich kenne Leute, die die Liebe närrisch und unumgänglich machte; und das sind, denke ich, doch wohl Eigenschaften, die eben Niemanden liebenswürdig machen?

Magister. Wenn mir der Herr Baron erlauben wollte, den Paragraphen auszulesen. —

Baron. Das ist ein armseliger Autor! Ein wahrer Kleingeist!

Magister (aufspringend). Ein armseliger Autor! Ein Kleingeist! Ein Mann, der den Se-

neca zu seiner Autorität citirt! Da sehen Sie selbst fünftes Kapitel Folio vier und zwanzig.

Baron. Und wenns das neun hundert neun und neunzigste Kapitel wäre! Seneca weiß nicht, was er will.

Magister. Hoc plane nego! Das ist unmöglich!

Baronin (lachend). Das ist lustig! Das unterhält mich mehr, als das Lesen selbst! Lassen wir es vor der Hand genug seyn, Herr Magister, weil dem Baron Ihr Buch nicht gefällt. Vielleicht sind Sie ein andersmal glücklicher in Ihrer Wahl.

Baron. Ich bitte recht sehr, gnädige Frau! Ihr Geschmack hat zu entscheiden.

Baronin. O, mein Geschmack ist so höflich, dem Ihrigen die entscheidende Stimme zu überlassen.

Magister. Seneca weiß nicht, was er will! Mir schaudert die Haut! Das ist ein literarisches Sacrilegium! Eine Blasphemie! (ab)

Neunter Auftritt.

Der Baron, die Baronin.

Baronin. Da sind Sie nun mit dem Magister in offener Fehde! Wer heißt Ihnen aber auch dem Seneca so etwas nachsagen?

Baron. O, um Seneca und seinen Vertheidiger ist mirs eben nicht, gnädige Frau, wenn Sie nur nicht etwa ihre Parthey ergreifen!

Baronin. O, ich bleibe neutral, wenn Ihr Krieg fortdauert. — Wie es mir scheint, finden Sie am Vorlesen kein besonders Vergnügen?

Baron. Man muß ruhiger seyn, als ich bin, um Geschmack daran zu finden.

Baronin. Thun Sie sich keinen Zwang an, Baron! Wir wollen gar keine Umstände mit einander machen. — Wollen Sie vielleicht allein seyn? — Ich verlasse Sie gleich.

Baron. Ich weiß selbst nicht, was ich will.

Baronin. Glauben Sie, ich möchte Sie für mein Leben gern ruhig sehen (sie geht langsam fort).

Baron (halb für sich). Als ich meinen Entschluß zu reisen änderte, hoffte ich hier Ruhe zu finden. — Ich will lieber in der Welt gar nicht mehr hoffen, weil mir doch jede Hoffnung fehl schlägt.

Baronin (für sich, indem sie stehen bleibt). Der arme Mensch dauert mich; es wäre unbarmherzig, ihn in dieser Situation allein zu lassen. (Indem sie wieder vorgeht) Ich will nicht hoffen, Baron, daß Sie etwa glauben, Ihr Tiefsinn scheuche mich von Ihnen weg? Es war eine Zeit, wo Sie meinen Schmerz mit mir theilten; wo es Ihnen wohl that, daß ich an dem Ihrigen Antheil nahm, warum ist diese Zeit nicht mehr? Warum haben Sie sich so sehr verändert? Sehen Sie, das könnte mich allenfalls von Ihnen zurückscheuchen. Die wahre Freundschaft will, daß man etwas für sie thut! Sie will trösten!

Baron. Und wer ist wohl mehr für die Freundschaft geschaffen, als ich? Wenn ich sie fände, wer wäre wohl gefühlvoller für sie, als ich? Aber wo ist sie zu finden? Mein Herz schmachtet nach ihr. Ich glaubte sie gefunden zu haben; aber leider! habe ich die Entdeckung gemacht, daß ich mich getäuscht hatte!

Baronin. Ihr Vorwurf würde sehr bitter und kränkend für mich seyn, wenn er nicht ungerecht wäre. Worüber haben Sie sich zu beklagen? Etwa darüber, daß Ihnen die unbesonnene Charlotte meine Hand anbot? Das erregte

Ihnen Widerwillen. Nun wohl! Ich finde mich ja ganz und gar nicht dadurch beleidigt! Ein Mann, der eine Wilhelmine geliebt hat, muß alle übrigen Weiber sehr gleichgültig finden! Sein Geschmack muß verwöhnt seyn, dessen bescheide ich mich recht gern!

Baron. Es ist wahr, ich vermisse Wilhelminen; aber Sie, gnädige Frau, hätten mich über ihren Verlust trösten können, wenn Sie gewollt hätten!

Baronin. Wer weiß? Dann hätten Sie wenigstens Ihren Widerwillen gegen mich nicht so offenbar bezeigen müssen. Ich beklage mich nicht darüber, daß Sie Widerwillen gegen mich hegen; aber überlegen Sie die Sache bey kaltem Blute. Sie sind ein Mann von Ehre; sprechen Sie nun selbst, ob sich Ihr Benehmen mit der Freundschaft zusammen reimt? — Ich sage mit der Freundschaft; denn Liebe verlange ich nicht von Ihnen, das wissen Sie. Aber hat die Freundschaft nicht auch ihre Rücksichten, ihre Delicatesse? Die Liebe ist sehr delicat; aber glauben Sie mir, die Freundschaft ist es noch viel mehr; Sie geht noch ungleich gewissenhafter mit dem Interesse ihrer Verbündeten um.

Sehen Sie, das ist das Bild, das ich mir immer von ihr entworfen habe; so fühle ich sie, und so hätte ich gewünscht, daß Sie sie auch fühlen sollten. Davon kann man, nach meinen Grundsätzen, nicht das Geringste nachlassen. Es sollte einmal zum Beyspiel Jemand kommen, und mir Ihre Hand antragen, ich wollte Sie lehren, wie man einen solchen Antrag beantworten müßte! —

Baron. O, ich bin sicher, daß Ihro Gnaden über einen solchen Antrag noch ungleich mehr in Verlegenheit gerathen müßten, als ich. Denn Sie würden nichts weniger, als gesonnen seyn, ihn anzunehmen.

Baronin. Dieser Jemand ist noch nicht gekommen, und wird auch nicht kommen. Ich habe es nur so gesagt, um Ihnen einen Wink zu geben, wie ich Sie in diesem Fall behandeln würde. — Und gleichwohl beschweren Sie sich über mich!

Baron. Sie sprechen von Widerwillen, den ich gegen diesen Antrag geäussert haben soll, und ich kann Sie unmöglich in diesem irrigen Wahne lassen. Ich versichere Ihro Gnaden auf meine Ehre, daß Sie, wenn Wilhelminens Andenken

nicht wäre, das die Zeit doch auch schwächen muß, und das vernünftiger Weise doch zu nichts mehr helfen kann, daß Sie alle Ursache hätten zu fürchten, daß meine Freundschaft für Sie über kurz oder lang in die heftigste Liebe übergehen könnte.

Baronin (etwas verlegen). In der That —

Baron. Das heißt im Grunde nichts anders, als Ihren Reitzen Gerechtigkeit erweisen. — Ich, Widerwillen gegen Sie! Ich bitte Sie, wo sollte der herkommen? — Ich hörte, der Graf liebte Sie, und sey von Ihnen gelitten. Ich muß Ihnen gestehen, das verdroß mich ein wenig, weil ich fürchtete, des Grafen Liebe könnte meinem Freundschaftsbündniß mit Ihnen, von dem ich mir so vielen Trost versprach, Eintrag thun. Meine Freundschaft, gnädige Frau, ist nicht von der gemeinen Art: Sie verträgt keine Theilung.

Baronin. Wenn das ist, Baron, das ändert alles! Jezt bin ich vollkommen zufrieden: Ihre Freundschaft ist gerade von der Art, wie ich sie schätze, wie ich mir sie wünsche. Das ist die wahre Freundschaft: Sie ist delicat, sie ist eifersüchtig. Sie hat ein Recht, es zu seyn. — Aber warum sagten Sie mir das nicht eher?

Warum fragten Sie mich nicht wenigstens, auf welchem Fusse der Graf in meinem Hause stehe? Ich würde Sie alsdann einer Unruhe überhoben haben; und wir hätten uns beiden vielen Verdruß erspart.

Baron. Das ist wahr! Ihro Gnaden haben mir sehr bittere Dinge gesagt!

Baronin. Das könnte Ihnen allenfalls ein Beweis seyn, wie sehr Sie mich interessiren; Denn gleichgültigen Leuten so etwas zu sagen, nimmt man sich selten die Mühe.

Baron. Wenn ich Ihnen das glauben dürfte, liebste Baronin! Wie wohl würde das meinem Herzen thun!

Baronin. In der That, Baron, mir ists recht lieb, daß wir wieder ausgesöhnt sind.

Baron. Wirklich? Wie sehr entzücken Sie mich! (er küßt ihr die Hand.)

Baronin (lächelnd). Sollte man ihn nicht für einen Liebhaber halten?

Baron. Ich biete einem Liebhaber Trotz, ob er Sie mehr lieben würde, als ich Sie liebe. Ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß die Freundschaft diesen hohen Grad erreichen könnte. Die Liebe selbst könnte nicht feuriger seyn!

Baronin. Und nie müsse unsere Freundschaft erkalten! — Machen wir einen Spatziergang in den Garten! —

Baron. Erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie den Magister behalten? Mir scheints, er kann mich nicht recht leiden; und ich kann Ihro Gnaden ja auch vorlesen.

Baronin. Meinetwegen kann er noch heute gehen; ich brauche ihn nicht. Und um Ihnen alle Unruhe zu benehmen, werde ich dem Grafen auch den Laufpaß geben.

Baron (küßt ihr mit Entzücken die Hand). Göttliches Weib! Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig!

Baronin (lächelnd). Ihr Herren seyd wie die Kinder: Wenn man Euch den Willen thut, so weint ihr nicht! — (Er führt sie ab).

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Magister allein.

(Er schüttelt den Kopf). Das gefällt mir gar nicht! Der Baron und die Baronin sind mir ein wenig zu einig.— Wenn mein Mittel etwa verkehrt wirkte? Ich wollte den Baron ausbeissen: und wenn ich ihn gerade dadurch der Baronin näher gebracht hätte?— Die Baronin hat sich zwar feyerlich erklärt, daß sie nie wieder heurathen will; aber dem trau der Henker! Voluntas mulierum est ambulatoria!— Der Baron kann mich nicht leiden: So wie er festen Fuß bey der Baronin faßt, so springe ich! — Das muß nicht seyn. Ehe ich mich hier aus dem Brode bringen lasse, eher will ich Himmel und Erde bewegen! Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!— Aber was soll ich thun?

Was? Fällt mir denn gar kein Stratagem, gar keine Insidien ein? (er schlägt sich vor den Kopf) Nichts! Hohl, wie eine Laterne! — Aber ist es nicht traurig, daß ein Mann, der seine Griechen und Lateiner in ungue, der sie in succum et sanguinem vertirt hat; ist es nicht traurig, daß ein solcher Mann, der mit einem Burrmann, Scaliger, Gronov, Grävius, Casaubonus, Heine und Ernesti pari passu gehen könnte, daß ein solcher Mann, sage ich, zu elenden Kunstgriffen und Hexereyen seine Zuflucht nehmen muß, um Brod zu haben? O du grosser Marcus Tullius, der du auf goldenen Teppichen speistest! Göttlicher Flaccus, der du an der Tafel des Augustus, Mäcenas schwelgtest! Du süsser Anacreon, dessen Locken von cyprischem Weine träufelten! Und du unsterblicher Aristoteles, der am Hofe des gekrönten Macedoniers auf persischen Polstern ruhete! O ihr Fixsterne am literarischen Horizonte, wenn ihr wüßtet, daß einer euerer ersten Bewunderer und Verehrer morgen vielleicht nicht hat, wo er sein Haupt hinlegt!

Zweyter Auftritt.

Der Magister, Charlotte und Peter.

Peter. Sieh, da ist er just! Jezt können wir unsere Worte anbringen.

Charlotte. Laß nur mich reden. — Unterthänige Dienerin, Herr Magister!

Magister. Servus quam devotissimus! Mit Leib und Seele der Ihrige, schönes Lottchen!

Charlotte. Ich suchte Sie —

Magister. Wie komm ich denn zu der Ehre und dem Glück, von dem schönen Lottchen gesucht zu werden? —

Charlotte. Ich wollte mich nur für Ihre gütige Verwendung bey der gnädigen Frau in Rücksicht meiner ergebenst bedanken.

Magister. Für meine Verwendung?

Charlotte. Nun ja, daß Sie alles so treulich wieder gesagt haben, was Ihnen der da in der Einfalt seines Herzens erzählte.

Peter. Ja, ist das auch recht, Herr Magister, daß Sie alles wieder plaudern, was man Ihnen sagt? Pfui! Ich wollte mich schämen! Ich habe

nicht so viel Bücher im Kopfe, wie Sie, und ich weiß doch, daß sich das nicht schickt!

Magister. Ists nichts, als das? Ja, meine hochgeehrteste Jungfer Charlotte, es sollte mir leid thun, wenn dieser Handel nur die geringsten verdrüßlichen Folgen für Sie gehabt hätte—

Charlotte. O nein! dießmal ists noch so ganz gut vorüber gegangen! Wenigstens ganz anders, als Sie hofften und wünschten.

Magister. Als ich hoffte und wünschte?

Peter. Und ich bin auch noch ganz gut durchgekommen, ohnerachtet es nahe daran war, daß es eine tüchtige Prügelsuppe für mich abgesezt hätte.

Magister (sich in die Brust werfend). Nun ich hoffe, das wird Sie für die Zukunft witzigen, Jungfer Charlotte! Nehmen Sie mirs nicht übel, aber ich rede von der Leber weg, ohnbeschadet jedoch der unbeschränkten Verehrung für Ihre Reitze. Ich bin ein treuer Diener meiner gebietenden Frau, und als ein solcher hielt ich mich im Gewissen verbunden, ihr von dem Complott, das gegen ihre Freyheit angezettelt worden war, einen Wink zu geben.

Charlotte. Bravo, Herr Magister! Nichts ist billiger, als daß Ihre Gewissenhaftigkeit belohnt wird; und dieses Geschäft hat mir die gnädige Frau übertragen.

Magister (voller Freude). Ach, die gnädige Frau ist sehr gnädig!

Charlotte. Sie schickt Ihnen hiemit durch mich diese zwölf Dukaten, und läßt Sie bitten, ihr Haus noch heute zu verlassen, weil sie von nun an Ihre Dienste nicht mehr bedarf.

Magister (das Geld annehmend). Obstupesco! vox faucibus haeret! —

Peter (ihn auf die Backen klopfend). Ja, lieber Herzensmagister! Und ich wollte sogar sagen, es geschieht Ihnen recht, wenn nicht die zwölf Dukaten dabey wären!

Magister (indem er das Geld zählt). Habe ichs doch vorher gesehen! — Jezt verstehe ich! Die gnädige Frau ist vermuthlich mit dem Herrn Baron einig geworden?

Charlotte. Davon weiß ich nichts! Das ist auch meine Sache nicht!

Peter. Und wenn wir's erst wüßten, so sagten wir's nicht! Ihnen ist nicht viel anzuvertrauen!

Magister. Ich werde mich wohl nicht irren.

Charlotte. Und wenn's nun wäre, Herr Magister?

Peter. Ja, und wenns nun so wäre? Wenn sie wirklich in einander verliebt wären, wenn sie einander heuratheten, was dann? Was hälf' Ihnen denn das? In einem Hause, wo Hochzeit gehalten wird, braucht man doch Niemanden, der vorliest?

Magister. Ich begreiffe. Aber mit einem Epithalamium werde ich mich einstellen; das muß doch wenigstens wieder ein Dutzend Dukaten abwerfen. — Ich werde also, dem Winke der gnädigen Frau zu Folge, meine sieben Sachen zusammenpacken (ab).

Dritter Auftritt.

Charlotte und Peter.

Peter. Dazu wird er so viel Zeit nicht brauchen. Wahrscheinlich hat er seine Bagage auch im Kopfe, so wie seine Bücher.

Charlotte. Ich verliere doch bey allem dem einen Liebhaber an ihm!

Peter. Du einen Liebhaber? An dem alten Schwarzrock?

Charlotte. O, Du glaubst nicht, was für allerliebste Syllogismen er mir gemacht hat.

Peter. Was hat er Dir gemacht?

Charlotte. Syllogismen.

Peter. Was sind das für Dinger?

Charlotte. Das sind — warte, ich will Dir einmal einen machen: Du bist ein hübscher Junge —

Peter. Und das ist ein Syl — wie heißt das Ding?

Charlotte. Nun warte nur —

Peter. Ja, das nennen wir bey uns zu Lande Wahrheiten?

Charlotte. Wie bescheiden!

Peter. Nun, wärs nicht unbescheiden, wenn ich Dich Lügen strafte?

Charlotte. Höre, manchmal giebst Du einem Antworten, daß man darauf schwören sollte, Du hättest Verstand!

Peter. Ist das auch so ein Ding, wie Dir der Magister gemacht hat?

Charlotte. Du hast mich ja noch nicht ausreden lassen. Ich will also wieder von vorne anfangen. — Also merke wohl auf: Du bist ein hübscher Junge; was hübsch ist, hat man gern: ergo hab ich Dich gern.

Peter. Das ist etwas rechts! Solche Dinger will ich Dir zu Dutzenden machen.

Charlotte. Was du sagst? Glaubst Du, daß Du ein so grosser Gelehrter geworden bist, weil Du vorhin Bücher getragen hast? — Aber dort seh ich den Grafen kommen. Geh, laß mich mit ihm allein. Es schickt sich nicht, daß ich ihm den Korb, den mir die Baronin für ihn aufgetragen hat, in Deiner Gegenwart gebe.

Peter. O, wenn Du den Männern Körbe giebst, laß ich Dich wohl gerne mit ihnen allein. Du kommst doch bald nach?

Charlotte. Gleich! Geh nur! (Peter ab)

Vierter Auftritt.

Charlotte, der Graf.

Graf. Ich habe eben euerm alten Magister begegnet, der mir sonderbare Dinge erzählt hat.

Die Baronin hat ihn, wie er sagt, entlassen, weil sie den Baron heurathen wird. Sagen Sie mir, Lottchen, ist das wahr?

Charlotte. Daß sie den Magister entlassen hat, weil er anfieng, sich ein wenig unnütz im Hause zu machen, ist wahr, Herr Graf. Von ihrer Heurath mit dem Baron aber weiß ich kein Wort. Sie ist im Gegentheil so weit entfernt, sich wieder verheurathen zu wollen, daß sie sogar nicht einmal einen Liebhaber um sich sehen mag. Sie hat mir daher aufgetragen, Ihro gräflichen Gnaden in ihrem Namen zu bitten, ihr Haus lieber zu vermeiden, sobald Sie es auf dem Fuß eines Liebhabers besuchen wollen. Als Bekannter, als Freund hingegen werden ihr Ihre Besuche immer angenehm seyn.

Graf (unruhig auf und ab gehend). Das hätte ich mir nicht vermuthet!

Charlotte. Es thut mir leid, Herr Graf! Sie wissen, daß ich immer auf Ihrer Seite war. Ich hätte Ihnen die Hand der Baronin herzlich gegönnt.

Graf. Vermuthlich ist der Baron bey ihr?

Charlotte. Ich glaube ja.

Graf. Haben Sie doch die Güte, ihn auf einen Augenblick zu mir heraus zu rufen. (Charlotte ab)

Fünfter Auftritt.

Der Graf, dann der Baron.

Graf allein. Sollten sie wirklich in einander verliebt seyn? Dann wäre es gerade noch Zeit, mich mit guter Art zurück zu ziehen. Ich muß der Sache auf den Grund kommen. — Ich will das Herz des Barons ein wenig auf die Kapelle nehmen. Er muß mir beichten. Da fällt mir ein Mittel ein, das zwar ein wenig verbraucht ist, das mir aber doch Dienste thun kann. (Der Baron kommt) Nimm es nicht übel, lieber Freund, wenn ich Dich vielleicht von etwas Angenehmen abhalte; aber ich habe etwas sehr Wichtiges mit Dir zu reden.

Baron. Für Dich oder für mich wichtig, lieber Graf?

Graf. Vielleicht für uns beide. Du hast mir heute versichert, daß zwischen Dir und der Baronin von Liebe gar keine Rede sey. —

Baron. Ich glaube mich über diesen Punkt hinlänglich erklärt zu haben.

Graf. Für damals ja: aber sind Deine Gesinnungen noch die nämlichen? Sollte sich indessen nicht etwas der Liebe Aehnliches eingeschlichen haben?

Baron (lächelnd). Und woraus schliessest Du das?

Graf. Ich schliesse es ja nicht, ich frage Dich ja nur.

Baron (wie oben). Hm! Du siehst mir aber gerade wie ein Mensch aus, der das glaubt.

Graf. Nun, es steht ja nur bey Dir, mich aus diesem Irrthum zu ziehen, wenn es einer ist. Warum sagst Du nicht gerade zu Ja, oder Nein?

Baron (wie oben). Ein Mann von Verstand, wie Du bist, Graf, sollte einen über die Worte nicht schikaniren.— Wenn ich Dir denn durchaus etwas Bestimmtes sagen soll: Die Baronin und ich schätzen einander recht von Grunde des Herzens hoch; wir haben die aufrichtigste Achtung für einander. Ist Dir das deutlicher? Ich dächte, ich redete teutsch?

Graf (für sich). Das man übersetzen kann, wie man will. (laut) Jezt bin ich zufrieden. Ich

sehe ein, daß ich Unrecht habe. Mir mußt Du aber schon verzeihen: Du weißt ja, ein Liebhaber ist gewöhnlich argwöhnisch.

Baron. Das weiß ich aus eigener Erfahrung. (im muntern Tone) Aber um wieder auf Dich und Deine Liebe zu kommen — Du weißt, daß ich an allem, was Dich betrift, sehr vielen Antheil nehme. Du mußt mir aber meine Worte nicht verdrehen, mußt nicht mehr darin finden wollen, als darin liegt. — Du scheinst mir noch nicht ganz beruhigt. Eröffne mir deine wahren Herzensgesinnungen. Wirst du wirklich die Baronin immerfort lieben? Dich durch nichts abschrecken lassen? —

Graf. Durch nichts in der Welt!

Baron. So bedauere ich dich. Unter uns, Graf, mich nimmts nicht wenig Wunder, daß du ihrer Gleichgültigkeit nicht einmal müde wirst. Eine Frau muß doch in irgend einer Stimmung für uns seyn! Haßt sie uns, so suchen wir ihren Haß zu bekämpfen und in Liebe zu verwandeln, denn der Uebergang von Haß zur Liebe ist immer leichter, als der von Gleichgültigkeit zur Liebe. Sehen wir, daß wir nicht mißfallen, so bauen wir auf diesen Grund weiter, suchen uns in ih-

rem Herzen immer fester zu setzen. Aber eine Frau, die uns um unsere Bewerbungen weder Freude noch Leid merken läßt, die uns so ganz und gar nichts erwiedert: Wie soll man sich gegen die benehmen? Von welcher Seite soll man ihr Herz packen? Ein Herz, das sich so ganz und gar nicht rührt, das weder für, noch wider einen, weder Freund, noch Feind, das kalt, wie Eis gegen einen ist, was ist mit dem anzufangen? Das ist Dein Fall mit der Baronin; und gleichwohl willst Du Deine Bewerbungen fortsetzen?

Graf (schlau). Mein guter Freund — ich bin so aufrichtig gegen Dich, als Du gegen mich warst. — So ganz ist das mein Fall doch nicht. Meine Hoffnung gründet sich nicht auf blosse Hirngespinnste. Das Herz der Baronin ist nicht ganz so eiskalt gegen mich, wie Du glaubst. Verstehst du mich? — Nun, Du bist ja ganz ausser Fassung?

Baron (der sich zu fassen sucht). O, ganz und gar nicht! Ich verstehe Dich recht gut. Nur weiter!

Graf. Die Baronin wußte meine Absichten auf sie. Ich sprach ganz aufrichtig mit ihr, und

sie hörte mich ohne Widerwillen an. Sie schien sogar mich gern zu hören.

Baron (mit steigender Unruhe). Dich gern zu hören! —

Graf. Ich bat sie, meine Liebe zu erwiedern.

Baron (wie oben). Und sie antwortete?

Graf. Ich möchte mich gedulden.

Baron (wie oben). Das heißt so viel, als du möchtest hoffen! (geht tiefsinnig auf und ab.)

Graf (für sich). Jezt weiß ich, wie ich mit ihm daran bin! Er liebt sie! — (fortfahrend) Nach allem dem kann ich nun nicht begreifen, warum sie mich heute auf einmal nicht vorlassen will! — Es müßte denn seyn, daß sie auf mich böse wäre, weil ich seit einigen Tagen nicht hier war; denn die Baronin ist eins der empfindlichsten Weiber, das ich kenne. Aber es ist meine Schuld nicht. Ich hatte dringende Geschäfte. — — Ich habe Dich gebeten, Baron, Dich bey ihr für mich zu verwenden —

Baron (verdrüßlich). Aber wozu ist das nöthig? Du bist ja auf dem besten Fusse von der Welt mit ihr? Sie ist verliebt in Dich.

Graf. Nun, das möchte ich eben nicht sagen!

Baron. So sag ichs an Deiner Stelle.

Graf. Und was mir das Liebste dabey ist, Du sagst es ganz ohne Verdruß, ohne Eifersucht!

Baron (äusserst verdrüßlich). O, wenn Dir das lieb ist, damit kannst Du nach Wunsch bedient werden! Ich versichere Dich sogar, daß mich Dein gutes Vernehmen mit der Baronin recht von Herzen freut; daß ich Dir recht herzlich Glück dazu wünsche! In der That, ich möchte Dich vor Vergnügen küssen!

Graf. Nun, so küsse mich!

Baron. Ach, das verlohnt sich der Mühe nicht! Vor der Hand ists hinlänglich, daß ich Dir mein aufrichtiges Vergnügen darüber durch Worte zu erkennen gebe. Ich will Dir davon Beweise geben, die gar nicht zweydeutig seyn sollen.

Graf. Und ich wünsche Dir Beweise meiner Erkenntlichkeit geben zu können. Einen Vorschlag hätte ich wohl im Kopfe, und wenn Du den annähmst, so würdest Du mich aus allen Sorgen setzen. — Was die Baronin betrift —

Baron. O, ich bitte Dich, höre einmal auf davon! Ihr Verliebten habt nichts, als eure Liebe und was damit in Verbindung steht, im Kopfe,

und

und das ist für einen Dritten ganz und gar nicht unterhaltend! — Du sprachst von einem andern Vorschlage: Was ist das für einer?

Graf. Sage mir Freund, hast Du für immer auf das Heurathen Verzicht gethan?

Baron (ungeduldig). O, das ist noch schöner! Soll ich etwa gar feyerlich darauf Verzicht thun, um Dich der Baronin wegen zu beruhigen? Ich bitte für meinen Stamm recht unterthänig um Gnade! — Ich heurathe morgen, wenn ich eine schickliche Parthie finde. Und was noch mehr ist, ich verspreche Dir, diese Baronin hier, die Dir so gewaltig am Herzen liegt, zur Hochzeit zu bitten!

Graf. Ey, das ist ja allerliebst! Deine Stimmung gefällt mir, Baron! Bravo! jezt sehe ich, daß Du der offenherzigste Mensch von der Welt bist! — Also jezt zu meinem Vorschlage: Du kennst ja meine Schwester? Wie gefällt sie Dir?

Baron. Wie sie mir gefällt? — Diese Frage erinnert mich daran, daß ich sie lange nicht gesehen habe. Ich bitte Dich, mich aufs neue bey ihr aufzuführen. Da durch Deine bevorstehende Verbindung mit der Baronin die meinige hier im Hause ohnehin aufhören wird, so ist mir eine solche Bekanntschaft nothwendig.

Graf. Recht gern! Du hast mir oft gesagt, meine Schwester sey ein sehr liebenswürdiges Mädchen, und verdiene einen rechtschaffenen Mann. Ich muß Dir im Vertrauen sagen, daß sie Dich von jeher sehr nach ihrem Geschmacke gefunden hat. Ihr Vermögen kennst Du. Ich dächte, das wäre in jeder Rücksicht eine sehr schickliche Parthie für Dich? Was meinst Du?

Baron (in grosser Verlegenheit). Eine sehr schickliche! In der That! — Sie ist ja wohl eine gute Freundin von der Baronin?

Graf. Ich glaube ja.

Baron. Nun gut! Sie solls aus meinem Munde erfahren — Ich höre sie im Saale. Geh ein wenig hinter jene Hecke. Sie kommt vermuthlich heraus. Dort sollst Du hören, was Dein vermeinter Nebenbuhler für Dich zu thun im Stande ist. —— Geh nur, geh! (der Graf geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Baron, dann die Baronin.

Baron allein. So, so! Also Sie, meine gnädige Frau! Sie, die mir über alle Ihres Geschlechts so unendlich erhaben schienen, Sie sind, beym Lichte besehen, nichts als ein gewöhnliches

Weib! — Wie sie mich zu täuschen wußte! — Aber ich lasse mich nicht länger bey der Nase herumführen! Sie soll sehen, daß ich ihr Narr nicht bin!

Baronin. Aber wo stecken Sie denn, Baron? Sie haben ja eine entsetzlich lange Unterredung mit dem Grafen gehabt! Darf ich fragen, was Sie für wichtige Gegenstände abzuhandeln hatten?

Baron. Mehrentheils Chimären von seiner Seite, aber Chimären, die mir ganz verdrüßlich fielen, weil sie Sie betrafen. Er fragte mich zum Beyspiel, ob ich Sie liebte.

Baronin. Der Graf ist sehr neugierig! Ich an Ihrer Stelle hätte ihm gewiß darüber keine bestimmte Antwort gegeben. Er kann sich mit Rathen behelfen!

Baron. Ich durfte ihn nicht in Ungewißheit lassen, gnädige Frau; denn er hatte Sie zu sehr im unrechten Verdachte. Er muthete Ihnen Gesinnungen für mich zu, die ich nicht verdiene. Sie sehen, daß das ernsthafter war, als Sie glauben, und daß ich ihm eine bestimmte Antwort geben mußte. Auch habe ich ihm feyerlich versichert, daß er sich irrte, und daß zwischen uns beiden von Liebe schlechterdings keine Rede ist.

Baronin. Aber glauben Sie, ihn auch davon überzeugt zu haben? — Glauben Sie, ihm das mit dem Tone der Wahrheit gesagt zu haben? Mit dem Tone eines Menschen, der das innig fühlt, was er sagt? —

Baron. O, fürchten Sie nichts! Die Wahrheit selbst könnte nicht wahrer und zuverlässiger reden, als ich redete. Es liegt mir gar zu viel daran, daß man uns beide aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet. Es könnte mir freylich nicht anders als zur Ehre gereichen, wenn man mich eines Liebeshandels mit Ihro Gnaden im Verdacht hätte; aber ich schmücke mich nicht gern mit fremden Federn. Ueberdem ist auch meine Anhänglichkeit für Sie zu uneigennützig, um auf Ihre Kosten glänzen zu wollen. Was aber die Hauptsache ist, so machte es auch ein ganz unvorhergesehener Zufall nothwendig, diesen Verdacht von uns abzulehnen: Sie kennen ja wohl die Schwester des Grafen?

Baronin. Eben nicht sehr.

Baron. Sie ist schön und reich. In der Freude seines Herzens, seinen Verdacht ungegründet zu finden, trug mir sie der Graf an. Es giebt gewisse Augenblicke, in denen man in der Laune ist, sogleich einen Entschluß zu fassen, über

den man sich sonst wohl ganze Monate lang besinnen würde. Ich war in dieser Laune, und wir wurden sogleich einig. Ich werde sie also heurathen. Das ist noch nicht alles. Ich habe es übernommen, wegen des Grafen mit Ihnen zu sprechen. Das thue ich hiemit. Ich empfehle ihn Ihro Gnaden als einen Mann, der sich in jedem Verstande für Sie schickt. Sie werden hoffentlich nicht unerbittlich seyn; denn der Antrag ist nichts weniger, als verwerflich.

Baronin (welche diese ganze Rede hindurch in heftiger Wallung war, zwingt sich kalt zu seyn). Da haben Sie recht. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir der Graf nie mißfallen hat.

Baron. Nie mißfallen! Das ist recht sehr gut! Aber warum haben Sie mir denn das Gegentheil gesagt?

Baronin. Weil ich — weil ich das vor mir selbst verbergen wollte.

Baron. So haben es Ihro Gnaden doch wenigstens nicht vor ihm selbst verhehlt. Hier ist er!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, der Graf.

Graf. Verzeihen Sie mir, Baronin! Es geschah auf Brandalls Anstiften, daß ich hier versteckt war! — Wie sehr weiß ich ihm des Dank! Wie haben Sie mich durch dieses Geständniß entzückt!

Baron (äusserst erschrocken und ausser Fassung). In der That, Graf —

Graf. Wie glücklich bin ich! Wie vielen Dank bin ich Dir schuldig, lieber Freund! Aber jezt vollenden Sie mein Glück, gnädige Frau! Baron, hilf mir bitten!

Baron (den die Fassung nach und nach verläßt). Wozu das Graf? Ich versprach Dir für Dich zu reden: Ich habe Wort gehalten. Jezt laß ich Sie beide allein. (Im Abgehen für sich) Das überlebe ich nicht! (ab)

Achter Auftritt.

Der Graf, die Baronin.

Graf. Nun, gnädige Frau, wann soll der glückliche Tag seyn, der mich auf ewig mit Ihnen verbindet? Doch ich will nicht zu sehr in

Sie dringen. Ich sehe, Sie sind in sehr grosser Bewegung.

Baronin. Das bin ich auch wirklich, Herr Graf! Ich bitte Sie, lassen Sie mich ein wenig allein, daß ich zu mir selbst komme.

Graf. Wie Sie befehlen. Ich eile, meiner Schwester von diesem glücklichen Ereigniß Nachricht zu geben. Ich habe bald wieder die Ehre, bey Ihnen zu seyn. (ab)

Neunter Auftritt.

Die Baronin, dann Charlotte.

Baronin allein. Wo bin ich? Hat mir das alles geträumt, oder wache ich? — Mein Odem ist so schwer! Die Thränen stürzen mir aus den Augen! Ich bin in einer Stimmung, daß ich Gift nehmen könnte! Und warum das alles? — Das ist also die Freundschaft des Barons? Der Undankbare heurathet! — Die Untreue eines Geliebten würde mich gar nicht schmerzen; aber die Untreue eines Freundes kränkt mich! — Der Graf liebt mich! — Ich habe gesagt, er habe mir nie mißfallen — wo habe ich denn das hergenommen?

Charlotte. Gnädige Frau, ich habe— aber was fehlt Ihro Gnaden? Sie sind ja so niedergeschlagen? Was ist Ihnen denn?

Baronin. Ach, Lottchen! Man muthet mir zu, mich zu verheurathen!

Charlotte. Sich zu verheurathen? Und an wen denn?

Baronin. An einen Mann, den ich nicht leiden kann! den ich hasse!

Charlotte. Den Sie nicht leiden können? den Sie hassen? Wer könnte denn das seyn? Doch nicht der Graf?

Baronin. Er selbst!

Charlotte. Und Ihro Gnaden werden ihn heurathen?

Baronin. Weiß ich das? Man will es durchaus!

Charlotte. Aber ich verstehe von der ganzen Geschichte nichts!

Baronin. Und ich kann Dir auch weiter nichts davon sagen. Der Baron, der Grißgram, ist an dem ganzen Handel Schuld. Er hatte mich böse gemacht, und das machte sich der Graf zu Nutze. Der Baron ließ mich mit ihm allein. Er

heurathet auch. Der Graf giebt ihm seine Schwester; denn um mich vollends ganz gegen sich aufzubringen, muß dieser widerwärtige Mensch auch noch eine Schwester haben.

Charlotte. Nun, und wenn der Baron nun auch die Schwester des Grafen heurathet, was thut das Ihro Gnaden?

Baronin. Willst du, daß ich die Schwägerin eines Menschen werde, der mich so tödlich beleidigt hat?

Charlotte. Ey, das müssen Ihro Gnaden nicht! Geben Sie dem Grafen den Laufpaß!

Baronin. Wenn ich nur einen Vorwand hätte! Denn ungeachtet ich ihn nicht leiden kann, hab ich ihm doch auch nichts vorzuwerfen.

Charlotte. Das ist ein Wirrwarr, aus dem ich mich schlechterdings nicht heraus zu finden weiß!

Baronin. Ich auch nicht. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! In meinem Leben bin ich in keiner solchen Verlegenheit gewesen!

Charlotte. Am Ende ist das eine Mine, die der Baron angelegt hat. Ich glaube, er ist in Ihro Gnaden verliebt. Ich wollte darauf wetten!

Baronin. Das glaube ich nicht!

Charlotte. Aber ich wohl! — Wenn ich wie Ihro Gnaden wäre, er dürfte mir keinen Schritt weiter über die Schwelle!

Baronin. Quälst du mich auch noch, weil mich alles quält?

Zehenter Auftritt.

Die Vorigen, Peter.

Peter (kommt ängstlich gelaufen). Ach, gnädige Frau! Mein armer Herr!

Baronin. Was ist ihm denn?

Peter. Ach, er ist so ausser sich, ich habe ihn in meinem Leben nicht so gesehen! Es muß ihm ein grosses Unglück wiederfahren seyn! Bald sieht er gen Himmel, als wollte er die Sterne zählen; bald sieht er wieder auf den Boden, als ob er mit den Augen einen Schatz graben wollte!

Charlotte. Nun, und was geht das alles die gnädige Frau an!

Peter. Ja, ob es sie etwas angeht, das weiß ich nicht; aber er läßt um die Erlaubniß bitten, ihr aufzuwarten.

Charlotte. Das hättest du ja gleich sagen sollen.

Baronin. Räthst du mir, daß ich ihn sehe? Nicht wahr, ich muß ihn kommen lassen, Lottchen?

Charlotte. Da Sie mich in dem Tone fragen, gnädige Frau, so rathe ichs Ihnen!

Peter. Erst hatte er ein Briefchen an Ihro Gnaden geschrieben, das er mir gab —

Baronin. Und wo ist es?

Peter. Da ich damit zum Zimmer hinaus wollte, lief er mir nach: „Gieb mirs wieder" schrie er. Ich gabs ihm; „Da trags hinüber" sagte er wieder. Ich zur Thüre hinaus; er wieder hinten drein. „Her mit dem Papier!" Ich gabs ihm also wieder. Mit grossen Schritten gieng er im Zimmer auf und ab, hatte das Papier in der Hand, und ließ es dann fallen. Ich hobs heimlich auf, und bringe es Ihro Gnaden hiemit, weil Sie seine gute Freundin sind. Vielleicht können Sie daraus sehen, was meinem armen Herrn ist, und ob ihm etwa zu helfen ist (er giebt das Billet hin). Aber dort kommt er selbst. Verrathen mich Ihro Gnaden nicht!

Charlotte. Komm, wir wollen uns aus dem Staube machen! (ab mit Peter.)

Eilfter Auftritt.

Die Baronin, der Baron. (Beide sehr verlegen).

Baron (in sehr traurigem Tone). Ich komme, um mich von Ihnen zu beurlauben, gnädige Frau!

Baronin. Sich zu beurlauben? Gehen Sie fort von hier?

Baron. Ja, gnädige Frau!

Baronin. Ich glaubte, Sie heurathen?

Baron. Reden Sie nicht mehr davon! Ich hatte mich übereilt!

Baronin. Und wo gehen Sie hin?

Baron. Mir gleichviel! Nur weit, weit von hier!

Baronin. Ich hätte nicht geglaubt, daß wir nur so kurze Zeit beysammen seyn würden!

Baron. Ich auch nicht! Wenns meinen Wünschen nachgienge, ich blieb Zeit Lebens bey Ihnen!

Baronin. Und warum bleiben Sie nicht?

Baron. Warum? Da Sie den Grafen heurathen, so kanns Ihnen ja einerley seyn, ob ich hier bleibe oder nicht.

Baronin. Sie werden sehen, Baron, die ganze Sache ist am Ende ein Mißverständniß. Ueber-

eilen Sie sich nicht. Wir haben uns mit einander überworfen. — Ich will recht gern Unrecht haben; aber Sie müssen nicht reisen!

Baron. Ich muß, gnädige Frau! ich muß! Mein Herz kann hier keine Ruhe mehr finden!

Baronin. Und doch, Baron, doch! wer weiß!

Baron. Unsere Gesinnungen sind zu verschieden!

Baronin. Und warum verschieden? Erklären Sie sich deutlicher!

Baron. Ich möchte wohl gern — aber — (er stockt)

Baronin (nach einer Pause). Wenn Sie nicht sprechen — errathen kann ichs nicht!

Baron (mit Affect). Jezt wünschte ich, ich hätte Ihnen das Billet geschickt. —

Baronin. Eben recht, daß Sie mich daran erinnern! Ich hatte eben eines erhalten, ehe Sie kamen.

Baron (unruhig). Ein Billet? Und von wem?

Baronin. Sie sollen gleich hören! (sie liest) „Ich hatte geglaubt, Wilhelmine allein sey fähig, „mein Herz für mein ganzes übriges Leben zu „beschäftigen; aber ich habe mich geirrt."

Baron. Mein Billet!

Baronin. „Ich fühle es in diesem Augenbli„cke, daß ich Wilhelminen nie so sehr geliebt ha„be, als ich Sie liebe, gnädige Frau.“ — Wünschen Sie vielleicht darum, mir das Billet geschickt zu haben, damit ich das erführe?

Baron. Gnädige Frau! — Sagen Sie — was soll aus mir werden? Soll ich leben oder sterben.

Baronin (verschämt). Ich fühle, daß mir die Wangen glühen! Das ist meine ganze Antwort!

Baron (küßt ihr feurig die Hand). Wie glücklich machen Sie mich!

Lezter Auftritt.

Die Vorigen, der Graf, nach ihm Charlotte und Peter.

Graf. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ungelegen komme!

Baronin. Ganz und gar nicht, Herr Graf. Sie kommen gerade recht gelegen; das erspart uns eine weitläufige Erklärung?

Graf. Die ich nicht erst bedarf. Ich bin Ihnen im Gegentheil eine schuldig. Ich habe eine Rolle gespielt, die mich bey Ihnen noth-

wendig in ein falsches Licht stellen mußte. Ich finde es daher nothwendig, mich gegen Sie zu rechtfertigen.— Ich liebte Sie, gnädige Frau, ich wünschte Sie zu besitzen; diese meine Leidenschaft fand aber wenig oder gar keine Nahrung, weil Sie sie auch im geringsten nicht erwiederten. So wie ich hörte, der Baron habe Zutritt bey Ihnen, nahm meine Hoffnung sehr stark ab. Er war freylich nur der Freund in Ihrem Haus— Aber ich kenne die Freundschaft schon, die zwischen zwey Personen von Ihrem Alter Statt haben kann. Das, was Sie mir vorhin durch Lottchen sagen liessen, erstickte auch den lezten Funken von Hoffnung in mir. Ich that in meinem Herzen feyerlich auf Ihren Besitz Verzicht, so bald ich fand, daß der Baron im Ernste Absichten auf Sie hätte. Vor zehn oder funfzehn Jahren wäre mir das nicht so leicht geworden, aber ich bin jezt aus dem Alter der glühenden Leidenschaften heraus. Deswegen nahm ich des Barons Herz auf die Probe.—— Das übrige wissen Sie. Ich habe jezt wenigstens das Verdienst, Sie zusammen gebracht zu haben.

Baron. Wie sehr habe ich Dich verkannt, Freund! Wie vielen Dank bin ich Dir schuldig?

Graf. Erlauben Sie, daß ich mein Werk vollende? (er legt der Baronin Hand in des Barons seine) Seyen Sie so glücklich miteinander, als Sie zu seyn verdienen!

Baron. Baronin, dieser Augenblick! — Ich hätte nicht geglaubt, daß ich nach Wilhelminens Verlust dieses Gefühls wieder fähig seyn würde. Ich muß sogar gestehen, daß ich das noch nie empfunden habe, was ich jezt empfinde!

Baronin. Ich bin beynahe in gleichem Fall mit Ihnen.

Graf (lächelnd). Das ist ein Beweis, daß es in der Liebe geht, wie mit allen Krankheiten! Das Recidiv ist immer gefährlicher, als die Krankheit selbst.

Peter. Höre Lottchen, bin ich etwa auch dein Recidiv?

Charlotte. Nein, ich kann dir versichern, daß du meine erste Krankheit bist?

Peter. Je nun, wenn ich nur auch deine lezte bin? (Der Vorhang fällt.)

Sulzbach,
gedruckt mit Kommerzienrath Seidelischen Schriften.

Staats-Bibliothek Bamberg

IACOB

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jünger, Johann Friedrich,

J. F. Jüngers theatralischer Nachlaß

Bd.: 1 = Stück 3 - 5

Regensburg 1803

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.407-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721152-4